

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 32.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von M. Gautschy.

(5. Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Die Familie de Vita hatte ihren Empfangsabend, und in der Camera d'aricevere zündete Tonio, der alte Diener des Hauses, die Lichter an. Seine dunkle Livree war mehr als abgenutzt; er trug sie jedoch mit vielem Anstand, sorglich bemitt, das Flickwerk derselben durch irgendeinen Kunstgriff zu verdecken. Und so wie dieser präsentirte sich das ganze Haus: mühsam den alten Glanz aufrecht erhaltend, die Schäden mit theatralischem Aufputz verdeckend. Die Reparatur eines solchen Palazzo, und es ist dies kaum anders möglich, würde ungeheure Summen erfordern, und da man ihn nicht vermieten, noch in anderer Art verwerten kann, würde das darauf verwendete Kapital als ein vergebendes zu betrachten sein. Einen solchen Luxus kann sich vernünftigerweise nur ein Millionär erlauben; die de Vitas aber, obwol einem alten, berühmten Geschlecht angehörend, waren finanziell ganz heruntergekommen, und Signor Tomaso, das jezige Haupt der Familie und der einzige männliche Sproß derselben, lebte mit seiner Mutter und seiner jungen Gattin, die ihm ein kaum nennenswerthes Vermögen mitgebracht, von seinem Gehalte, den er als einer der ersten Beamten des Municipiums bezog.

Aber der Palast war einmal da, und so bewonte man ihn denn, wie so viele andere Nobili es taten, die in gleichen Verhältnissen sich befanden. Der leichte, aller Bedanterie bare Sinn des Italieners pflegt sich ja ganz prächtig mit allen Uebelständen einer solchen Behausung abzufinden. Das oberste Geschloß wird nicht bewont, da regnet es hinein. Die Stuckarbeiten des Plafonds haben sich abgelöst und sind herabgefallen. In den Fenstern von immenser Höhe sind die eingefügten Scheiben entweder zerbrochen oder erblindet, weshalb man über diese Schäden mitleidig die Läden geschlossen hat, welche freilich auch aus ihren Scharnieren gerissen sind. Aber wenn sie auch etwas schief hängen, was tut das? Es sieht malerisch aus, sagen die Künstler. Das Parterre ist gleichfalls unbewohnt; die Niederschläge des Salzwassers haben die Malereien der Wände längst angegriffen, selbst der Anwurf ist zerstört und Schimmel und Flechten wuchern höher und höher. Man benutz die hallenartigen Gemächer mit den schönen Gittern vor den Fenstern als Holz- und Kolendepot, gibt es doch in ganz Venedig keine Keller- und keine Bodenräume, im günstigsten Falle hatte man einen Teil derselben als Warenlager vermietet. Die Beletage bleibt also für die Familie übrig und gewöhnlich hat sie damit mehr

als genug. Auch in dem großen Palazzo der de Vita gab es unbewonte und verwarloste Räume. Räume namentlich, in welche der Begriff Ordnung noch nicht gedrungen ist; wir wollen aber die Indiskretion keineswegs soweit treiben, unsre Leser in dieselben einzuführen, und begnügen uns, ihnen die Camera d'aricevere, das Besuchs- und Empfangszimmer der Familie, zu öffnen. Es ist ungeheuer groß und sieht doch freundlich und wonlich aus. Die verschiedensten Teppiche bedecken den Steinboden. Um ein altes Sopha im Renaissancestil, das mit einem stark defekten Gobelinstoff überzogen ist, gruppiren sich eine Unmasse kleiner, niederer Sesseln, von sehr verschiedener Façon teilweise moderner Arbeit. Ein Pianino stand an einer Wand, zunächst dem Fenster, und darüber waren einige Mandolinen und Gitarren aufgehängt, untermengt mit orientalischen Trophäen, welche ein seefarender Urahn einst herübergebracht. Eine Anzahl Fächer lag auf einem Tischchen gehäuft, auf einem andern stand ein Dominobrett. Es war die Dämmerstunde; die Fenster standen weit geöffnet und an einem derselben saß Signora de Vita, die Mutter des Hausherrn, eine stattliche, etwas forpulente Dame, die von allen als die Padrona betrachtet und ein wenig gefürchtet wurde. Sie hatte eine laute, etwas kreischende Stimme, die in ihrer Kurzatmigkeit ihr nur manchmal im Halse stecken blieb und dann in ein rauhes Geächze überging. Zeitweise ungemein lebhaft und sich dann mit einer gewissen Hitze an allem beteiligend, überall selbst Hand anlegend, war sie doch, sobald dieser Kraftüberschuß verbraucht war, äußerst träge, und ihre Büge namen dann den Ausdruck völliger Indolenz an. Sie manövrierte in diesem Augenblick mit dem Fächer und konsultierte dabei mit Aufmerksamkeit ein kleines Thermometer, das zwischen dem Fenster aufgehängt war und das sie bei der scheidenden Tageshelle nur mühsam mehr entziffern konnte.

Vom Sopha her erscholl ein heiteres, fast kindisches Lachen. Hier saß Elena, die junge Frau de Vita's, eine üppige Schönheit, vielleicht etwas zu üppig, mit rötlichem Haar und weißem, stark überpudertem Teint, ihr Händchen, La Favorita, auf dem Schoße haltend und in seinem langen Seidenhaar wühlend und es über ihren Finger drehend. Sie hatte Alfred Depauli, der soeben erst gekommen war, mit allerliebster Munterkeit begrüßt und ihn veranlaßt, an ihrer Seite Platz zu nehmen, und sie plauderte nun mit ihm, immer rasch von einem Gegenstand zum andern überspringend, jeden mit der äußersten Oberflächlichkeit nur be-
rührend.

Der hagere Tonio hatte indes bei seinen Lampen die richtige Lichtstärke herausgefunden, und er warte sich nun nach dem Fenster, um die Rideaux herabzulassen; aber die Padrona winkte ihm ungeduldig hinweg.

„Die Fenster bleiben offen, Tonio; ich muß die Temperatur im Freien studiren, ach, wenn sie nur nicht zu tief herunterget; wir haben Ost, es ist zu fürchten, Tonio.“ Sie rückte auf ihrem Sessel hin und her. „Ich bin so unruhig, Tonio, so aufgereggt, Dio mio, der Cavalieri* wegen, du begreiffst es.“

Tonio nickte mit großer Würde und Wichtigkeit ihr zu.

Die Padrona hatte frisch Atem geholt. „Die guten, edlen Geschöpfchen, sie heißen die größtmöglichste Sorgfalt und Verdienung, und sie erkranken so leicht, Santa Santissima, eine einzige kalte Nacht, und meine schönsten Hoffnungen sind vernichtet.“

„Beruhige dich, Mama,“ rief Elena zu ihr hinüber, „Juanna hat gesagt, der Himmel sei bewölkt und du hättest daher nichts zu fürchten.“

„Was weiß Juanna von dem, was der Himmel mit uns vorhat,“ grollte Mama de Vita, „aber immerhin könnte sie herauskommen und mich trösten.“

Alfred schien von dem gleichem Wunsche erfüllt; auch seine Augen wendeten sich ungeduldig nach der kleinen Tapetentür, welche von hier nach Juanna's Zimmer führte, wo er sie vermutete.

„Sie arbeitet noch immer,“ erklärte Elena, „ich war vorhin bei ihr, aber sie hat mich sogleich wieder hinausgeschickt — habaha! Sehen Sie doch, Signor, sie hat schon zwei Loden, meine Favorita, und wie artig sie ist, wie ruhig sie sich hält, ich werde ihr morgen Papilloten drehen, — was meinen Sie, Signor?“

„Sie sprachen vorhin von Ihrer Schwägerin, Signora, sie ist also so spät noch in ihrem Atelier beschäftigt?“

„Die Törlin, die Törlin!“ rief die Mama ungeduldig. „Sie arbeitet von früh bis abends, aber ich begreife nicht, wie sie jetzt noch malen kann, ich vermag nicht einmal mehr das Thermometer zu unterscheiden.“

Sie hatte sich erhoben, und vom Fenster hinweggehend, durchschritt sie mit würdevoller Grandezza das Gemach und ließ sich dann neben Elena auf dem Sopha nieder.

„Sie malt ja auch nicht, sie schreibt, Mama,“ hatte Elena erwidert, und dann die Hände ineinanderschlagend und zu Alfred gewendet: „Wissen Sie schon, in was sich Juanna einläßt? Sie schreibt für Zeitungen und das soll gar gedruckt werden. Ah, die Mühe, die das kostet, und dann ist's für eine Dame doch nicht passend, nicht war, Favorita, wir täten's nimmer, was meinen Sie, Signor?“

Alfred zuckte die Achsel. „Madame Lambert hat im ‚Diritto‘ das Kunstreferat für neuangestellte Gemälde übernommen, und bei ihrem feinen Verständnis, bei der Klarheit und Sicherheit ihres Urteils scheint sie mir dafür wol geeignet, nur dürfte das Honorar, das sie dafür erhält und das man im vorhinein gegen das ihrer männlichen Kollegen so bedeutend heruntergesetzt hat, sie kaum für die darauf verwendete Mühe entschädigen.“

„Ah, sie wird ja heiraten,“ rief Elena, „da braucht sie doch kein Geld mehr zu verdienen.“

„Geld ist immer gut,“ replizierte Frau Vita, „aber hier ist's ein Unsinn, da es ihr Zukünftiger nicht einmal wünscht, ja, daß es ihm sogar zuwider ist. Aber da rede man mit Juanna, da mache ihr einer Vorstellungen, sie erwidert kein Wort darauf, aber sie bleibt bei ihren Exzentritäten. Dio mio, wenn ich bedente, wie unsre Juanna als Mädchen gewesen ist, so sanft, so fügsam und weich, wie Wachs, und jetzt, — ah, mein lieber Depauli, wenn nur diese Hochzeit schon vorüber wäre, ich bete alle Tage darum.“

„Sie wünschen sie alle lebhaft, ich weiß es,“ entgegnete Alfred mit einem schwachen Lächeln.

„Freilich, Juanna wäre versorgt, und gut versorgt, und das bleibt doch die Hauptsache bei einer armen Witwe, und, im Vertrauen, lieber Depauli, das ist sie, seit sie sich in so brüster Weise von ihrem Schwiegervater, der ein wahrer Rabob ist, und seiner Familie losgesagt hat. Die Dumme! Sie wissen das nicht, eh? Einerlei, es ist geschehen, aber jetzt könnte sie noch einmal glücklich werden, und seit acht Tagen ist das Trauerjahr nach ihrem Seligen abgelaufen, und es stet nun garnichts mehr im Wege, garnichts, — aber — aber —“ Die Stimme versagte

ihr, sie hatte allzu eifrig gesprochen und mußte frisch Atem schöpfen. „Wissen Sie, bisher haben wir ihre Zurückhaltung begriffen und Ernesto hat sie respektirt, aber nun ist das Trauerjahr vorüber, nun könnte sie doch in des Himmelsnamen einmal zärtlicher werden, etwas bräutlicher, damit die Sache sich abwickelt und der Pfaff sie zusammengeben und sein Amen darüber sprechen könnte.“ Die ungeduldige Frau schlug mit dem Fächer um sich, und trotz des Puders, den sie in einer noch dickeren Schicht als ihre Schwiegertochter aufgetragen, rötete sich ihr Gesicht merklich.

Elena hatte indes hinter ihrem Fächer hervor mit Alfred in kindisch-nedischer Weise geliebäugelt.

„D,“ sagte sie jetzt mit einem hellen Gesichte, „Juanna ist in allem sehr überlegt, sie kent die Vorteile, die ihr diese Verbindung bringen wird, sehr wol, und sie kokettirt nur mit ihrer Unempfindlichkeit, um dadurch Ernesto noch mehr zu reizen. Der arme Junge, er ist seit acht Tagen wie toll.“

Alfred runzelte die Stirn. In Juanna's Wesen, in den Lebensschicksalen dieser jungen Witwe war ihm so vieles räthselhaft und unverständlich geblieben, und am unverständlichsten dieses neueingegangene Verhältnis zu Ernesto, einem reichen, jungen Sizilianer, mit dem ein eigentümlicher Zufall sie bekannt gemacht, und der, wie es heißt, in einem Augenblick der peinlichsten Verlegenheit, ja, der Gefahr, ihr ein Retter geworden und seitdem ein treuergebener Freund geblieben war. Derselbe Verdacht, den jetzt Elena ausgesprochen, er war auch in ihm schon aufgestiegen und er hatte wiederholt herabstimmend auf Empfindungen gewirkt, die diese Sphing in ihm erregt, und die er als wolkig erregende für sein Geistesleben zu bezeichnen beliebte, vielleicht nicht mit Unrecht. Als dieser Verdacht aber nun von einem andern Munde ausgesprochen ward, empörte er ihn, und er entgegnete ziemlich scharf, wenn auch mit leiser Stimme:

„Sie beurteilen Ihre Schwägerin ganz falsch, in ihr, in ihrer ganzen Art sich zu geben, liegt auch nicht ein Schatten von Koketterie, und am wenigsten dürfte man sie einer niederen Berechnung für fähig halten.“

„Einerlei,“ rief die Mutter laut dazwischen, wie es schien, fast erzürnt über diese Parteiname für ihre Tochter, „einerlei, Ernesto hat ein Recht, sie als die Seinige zu betrachten, und darnach hat sie sich zu benemen.“

In dem Augenblick knarrte die Tapetentür im Rücken der Sitzenden und Juanna trat heraus. Es war eine kleine, zarte Gestalt, die rasch, mit elastischem Schritt, auf sie zukam. Das leichte Kleid, das sie trug, ließ die Geschmeidigkeit und wunderbare Ebenmäßigkeit ihres Körpers erraten. Das Gesicht war interessant, von einem fesselnden Reiz, wenn auch nicht grade schön zu nennen; ihr Haar war zu kraus, ihr Teint zu dunkel, wie der einer Kreolin, aber die schöngewölbte, wenn auch niedere Stirn, zeugte von Intelligenz und einer Energie, welche der Südländerin nur selten eigen ist. Die Züge waren fein, fast allzuzart, sie erschien dadurch jünger, als sie es wirklich war. Man hätte sie für ein Mädchen halten können, wenn um den roten, festgeschlossenen Mund sich nicht ein Zug gelagert, der von bitteren Erfahrungen sprach, von Leiden, von schweren Kämpfen, wenn aus diesen dunklen, schimmernden Augen jenes Feuer geleuchtet, das von Leidenschaft entzündet, durch Vernunft und Selbstbeherrschung bereits geläutert erscheint.

Juanna hatte in heiterer und kordialer Weise Alfred die Hand gereicht.

„Guten Abend,“ sagte sie, „es ist hübsch, daß Sie etwas früher kommen, ich möchte wol einiges mit Ihnen besprechen.“

„Sie waren seit acht Tagen nicht an der Akademia zu sehen,“ entgegnete Alfred, ebenso ruhig, ebenso kollegial, weshalb?“

„Ich habe zuhause gearbeitet, ich habe meine algerische Landschaft fertig gemacht.“

„Nach den Studien, die Sie aus Algier mitgebracht?“

„Nach denselben und nach der Erinnerung, — woher auch sonst?“ Sie lächelte. „Eine Landschaftlerin in Venedig, kann es eine grausamere Ironie geben?“

„Sobald du heiratest, kommst du von Venedig fort und nach dem Süden,“ bemerkte die Mutter nachdrücklich und trocken; dann in einem viel weicherem, etwas ängstlichen Ton: „Nimm ein Licht und sieh doch nach dem Thermometer, Juanna, ich fürchte, es ist gefallen.“

„Ganz unbedeutend, es sind 15 Grad, du kannst beruhigt sein.“

„Beruhigt, beruhigt?“ entgegnete Mama in einem zornig erregten Ton. „Wie kann ich bei 15 Grad beruhigt sein? Sie

* Cavalieri gleich Ritter.

brauchen 18 Grad, meine Seidenwürmchen, nicht mehr, nicht weniger; und wenn die Castalpa nicht heizt in dieser Nacht, und wenn sie nicht bei meinen Cavalieri Wache hält, den Thermometer in der Hand, so sind sie verloren und meine einzige Revenue ist mit ihnen zum Teufel gegangen!"

"Die Castalpa ist verlässlich, übrigens kaufst du selbst morgen nach Murano faren und nachsehen."

"So, morgen, nachsehen! Und was meinst du, das ich da sehen werde? Meine Cavalieri sind in der zweiten Häutung, meinst du, daß sie dabei heiter und guter Dinge sind? Haha, sie liegen jetzt alle unbeweglich, und ich wüßte meiner Seel' die Toten von den Lebendigen nicht zu unterscheiden, und das wird dauern — heute haben wir Montag" — sie begann an den Fingern zu zählen —, "Dinstag, Mittwoch, Donnerstag: Donnerstags werden sie wieder lebendig, dann werden sie wieder zu freffen anfangen, dann werde ich sie besuchen. Dime, dann erst werde ich meine Verluste übersehen und meine Toten zählen können!" Sie schneuzte sich heftig, und sah dann behutsam mit dem Tuche gegen die mit venetianischer Kunst geschmückten Augen, um einige Tränen zu trocknen, die der Kummer um ihre Cavalieri ihr erpreßt hatte.

"Mama," bat Elena, "ich möchte mit dir nach Murano, ich möchte auch die Cavalieri besuchen; und wäre es da nicht schicklich, daß wir uns von einem Cavaliere begleiten lassen?" Sie lachte über ihren gelungenen Einfall. "Ja, ja, Signor Depauli wird unser Ritter sein."

Alfred verbeugte sich.

"Sie kennen unsere Bigna noch garnicht, die wir auf Murano haben?" fragte Juanna.

"Nur nach einer Zeichnung, die Sie davon gemacht, die Ansicht mit dem alten Gebäude im Mittelgrund war sehr interessant."

"O, beleidigen Sie Mama nicht, dies alte Gebäude ist ihre Villa."

"Sie gefällt mir außerordentlich, ich möchte sie selbst einmal nach der Natur aufnehmen."

"Das können Sie tun" sagte Signora de Vita.

"Bon, es ist entschieden, Sie faren mit uns," rief Elena in die Hände schlagend, "und Juanna soll auch mit, auch sie muß den Cavalieri ihre Aufmerksamkeit machen, und la favoritta wird ebenfalls mitgenommen."

Sie nam den Bintsch in ihre Arme und tänzelte mit ihm, wie mit einem Kinde, im Zimmer herum, ihn herzlich und küßend, ihn hierauf, da er sich über diese Liebkosungen unwirsch zeigte, an das offene Fenster setzend.

Alfred war Juanna näher gerückt und die beiden waren alsdann in ein lebhaftes Gespräch über Kunstangelegenheiten und die jüngsten Vorgänge an der Akademie vertieft.

Sie sprachen französisch.

"A propos," rief Juanna und ein lebhaftes Interesse sprühte in ihren Augen auf, "was ich gehört habe! Der König von Siam soll in den letzten Tagen die Akademie besucht haben, und er hätte Ihnen den Antrag gemacht, an seinen Hof nach Bankok zu kommen."

Alfred lächelte: "Man hat Ihnen das erzählt?"

"Ja, und man hat hinzugefügt, daß dieser Monarch sich lebhaft für die westländische Kultur interessire und daß er deshalb mit seinem — Kriegsminister nach Europa gekommen sein soll, um diese zu studiren." Ein sarkastisches Lächeln umspielte ihre Lippen, "die Richtung dieser Kulturbestrebungen wäre dadurch hinlänglich illustriert, dachte ich; aber nicht der Kriegsminister allein, auch der Leibarzt ist mitgekommen und dieser, ein Europäer, ein Deutscher, soll Se. Majestät die dringlichsten Vorstellungen gemacht haben, daß nebst dem Bündnadelgewehr auch etwas Kunst und Wissenschaft zur Modernisirung eines Staates unbedingt notwendig sei, und der Monarch soll ihm hierauf zur Heranziehung der nötigsten Kräfte plein pouvoir gegeben haben."

"Nun wäre dieser Doktor, wie ich höre, zufällig Ihr Freund, der Ihr Talent zu schätzen weiß und sich's nun angelegen sein läßt, Sie für seine Pläne zu gewinnen. Sagen Sie mir nun, was an diesen Gerüchten Wahres ist."

"So ziemlich alles, Madame," versicherte Alfred. "Doktor Emminger hat mir in der Tat die glänzendsten Propositionen gemacht, er hat mir das Leben eines Fürsten und Geld und Ehren aller Art versprochen, wenn ich mich entschließen könnte, auf einige Jare nach Bankok zu gehen; ich müßte die Reise dahin, aber sogleich mit ihnen antreten."

"Ah, das ist wirklich interessant, und Sie?"

"Ich war durch die Berichte meines Freundes, durch seine Schilderungen von Land und Leuten, von den hochinteressanten Studien die da zu machen wären, die in der phantastischen Welt eines orientalischen Fürsten einem Künstlerauge sich aufdrängen müßten, aufs äußerste angeregt, ja geradezu entzückt. Ich erwog zugleich die großen pekuniären Vorteile, die mir daraus erwachsen würden und verglich damit die Bedrängnisse meiner jetzigen Lage und ihrer geringen Aussichten für die Zukunft."

"Wie anders, wenn ich von diesem Märchenlande zurückkehre, man würde meine Bilder schon ihres fremdländischen Reizes willen sehen wollen und kaufen."

"Und Sie haben den Antrag also angenommen?" fragte Juanna rasch.

"Ich habe ihn abgelehnt," sagte Alfred ernst, fast traurig.

Juanna sah ihn erstaunt und forschend an.

"Weshalb?"

"Ich habe Weib und Kind."

"Um somehr Grund, gierig nach einer Gelegenheit zu greifen, die diesen selbst in jeder Hinsicht nur Vorteil bringen kann. Ihr Kind wird es Ihnen einst Dank wissen, glauben Sie mir, daß Sie nichts verabsäumten, Ihrer Carriere eine so glänzende Richtung zu geben, es könnte also nur die Stimme einer engherzigen Frau sein, die sich dagegen erhebt." Juannas Stimme war schärfer, fast hart geworden und sonderbar kontrastirte dagegen der weiche melancholische Ton, in welchem Alfred, als ob er zu sich selbst spräche, entgegnete:

"Marie! ich habe ihr noch nicht einmal davon gesprochen."

"Sind Sie im Voraus Ihrer Misbilligung so sicher?"

"Ach Madame, Sie kennen meine Frau nicht, sie liebt mich so innig, und sie kent keinen andern Willen als den meinen."

"Aber dann sind Sie ja Herr Ihrer Entschlüsse, dann sind Sie ja frei!"

"Frei!" wiederholte Alfred mit schmerzlicher Bitterkeit, "ich fütle mich nur um so gebundener. Wenn meine Frau ihr Wol und Wehe selbst zu erwägen imstande ist, wenn sie in einem vernünftigen Egoismus sich allem entgegen stellt, das ihren Anschauungen und Gewohnheiten zuwider ist, das ihre Empfindungen verletzt, ihre Eristenz unseidlich machen könnte, nun gut, dann weiß der Mann, in wie weit er seine Herrschaft geltend machen kann, in wie weit er sich selbst zu fügen hat. Er fütle sich sicher und kräftig dieser Opposition gegenüber; die Diskussionen beginnen, man erläutert, man erklärt, und wird sich dadurch selbst über vieles klar. Man überzeugt und setzt seinen Willen durch, der nun auch der Wille des andern geworden, oder man gibt nach, weil man eingesehen hat, daß dies Nachgeben eine Notwendigkeit geworden ist; kurz man hat den streitigen Punkt gemeinsam durchberaten, ihn von allen Seiten beleuchtet, und war imstande, das bessere, oder, sagen wir, wenigstens von zwei Uebeln das kleinere zu wälen. Aber nun siehe man einmal der Passivität gegenüber, einem Weibe, daß sich uns so ganz ergeben, daß es keine Meinung außer der unseren, keinen Willen mehr als den unseren hat, und wenn man somit vollständig der Herr und Meister dieses Wesens geworden, dann wird die Verantwortung, die ein ehrlicher Mann auch für das Glück seines Weibes übernommen, schwer und drückend auf ihm lasten. Meine Marie begert nicht, daß ich sie um Rat frage, tue was du willst, sagt sie, ich weiß ja, es ist das beste; und wenn ich sagen würde, komm mit nach Indien, so wird sie alles verlassen, und sie wird nicht fragen, wie wird es mir dort ergehen? und wird meine angegriffene Gesundheit, meine schwächliche Konstitution, das veränderte Klima, die veränderte Lebensweise ertragen können? nein, sie wird mitkommen; und wenn ich sage, bleibe zurück, ich verlasse dich, ich gehe allein in die Welt, um mein Glück zu suchen, so wird sie mich nicht zurückhalten, sie wird mich scheiden sehen, still ergeben, wenn ihr auch darüber das Herz bricht. Nein nein, ich kann das nicht verschulden, ich kann eine so schwere Verantwortung, die mich, mich ganz allein treffen würde, nicht auf mich laden."

Das junge Weib hatte ihm aufmerksam zugehört, unverwundt sah sie in das blasse, erregte Antlitz dieses jungen Mannes, der sie so wol verstand; ein tiefes Mitleid spiegelten ihre Augen wieder und unwillkürlich streckte sie ihm die Hand entgegen, als müsse sie ihm Hülfe bringen und Trost. Ihre Stimme bebte wie in inniger Teilname, als sie nun leise erwiderte:

"Und wenn Sie der Ungunst der gegenwärtigen Zeitverhältnisse unterliegen, wie ihr so viele und tüchtige Kräfte unterliegen werden; und wenn nun die Sorge, die gemeine Sorge, das Brot

zu schaffen, Sie unterwühlt und aufreißt, wenn Ihr Talent und all' die Schwungkraft Ihres Geistes daran zugrunde get?"

"Wer fragt darnach, und was liegt auch daran!" sagte er mit noch wehmütigerer Bitterkeit. "Aber ich werde wenigstens keine Pflicht verletzt haben."

Sie schüttelte den Kopf. "Dies Aufgeben der eignen persönlichen Glückseligkeit ist nicht recht, denn es ist nicht natürlich."

Er sah fast erschreckt auf und in ihre Augen. Sie hatte es ausgesprochen, was er sich bisher nicht selber eingestehen wollte, daß er seine Glückseligkeit aufgegeben, freiwillig seiner Ansprüche auf Lebensglück sich entäußert, weil sie unverträglich schienen mit seinen Pflichten. Sie hatte es ausgesprochen, sie wußte, wie es mit ihm stand, sie hatte Teil an seinem innern Leben, sie verstand sein Fühlen, sein Bedürfen, indes seine Frau kein Auge und kein Verständnis dafür hatte. Sie merkte es garnicht, daß er leide, daß die Kleinlichkeit und Misgunst seiner Verhältnisse auf seine Bestrebungen zersezend wirke, und in ihrer gutmütigen Einfalt pries sie sich selber glücklich und ihn. Er hatte die Hand Juanna's ergriffen und fast krampfhaft drückte er sie in der seinen.

"Fassen Sie Mut," sagte sie mit einem schönen Ernst, "Sie werden nicht nach Siam gehen, wol, ich begreife das, aber suchen Sie sich nur dieser Atmosphäre der Einförmigkeit, der Unlust zu entziehen, die schwer auf Ihnen lastet. Sie sind ein Mann, Sie müssen die Kraft dazu haben."

Er wollte antworten, aber der Eintritt Ernesto Giuliano's hinderte ihn. Fast unbewußt rückte er seinen Stuhl, den er dicht neben den Juanna's herangezogen, etwas hinweg, aber dem eifersüchtigen Blick des jungen Sizilianers war dieses Manöver nicht entgangen. Eine Röthe des Horns stieg in sein dunkles Gesicht und seine schwarzen Augen begegneten funkelnd und drohend dem ernsten und wieder völlig ruhigen Blick des Deutschen. Er begrüßte die Mama zuerst, hierauf die beiden jungen Damen und warf sich dann etwas ungestüm in ein kleines Fauteuil, ziemlich entfernt von seiner Auserwählten.

Ernesto Giuliano war ein hochgewachsener, breitschulteriger Mann von kaum dreißig Jahren, mit einem gewaltigen Nacken, nach welchem das rabenschwarze, krause Haar tief hinuntergewachsen war, das in seiner übertwuchernden Leppigkeit ihm auch die Stirn bis gegen die Brauen umschattete; ein breiter, schwarzer Bart umgab die unteren Partien des gradezu schönen Kopfes, der etwas von dem traditionellen Gepräge eines Mauren besaß. Alles deutete bei diesem Manne auf große physische Kraft, und sein heftiges, ungestümes Temperament gab dieser körperlichen Ueberlegenheit noch erhöhten Nachdruck; aber jene Energie, jene Kraft des Willens, die alles vermag und alles besiegt, und die ein Produkt unzer geistigen Ueberlegenheit, unsrer Intelligenz ist, schien er nicht zu besitzen. Er füllte dies vielleicht, er füllte es in dem Augenblick, wo er sich mit einer andern Intelligenz zu messen hatte, und das machte ihn dann trotzig und barsch und tat seinen sonstigen guten Eigenschaften Eintrag. Auch jetzt sah er finster und verdrossen da und eine seiner großen Hände wülte in seinem Barte. Nur mit Mühe meisterte er den eifersüchtigen Groll gegen den deutschen Maler, der ihm das Blut heftiger durch die Adern

jagte. So gern er es auch gewollt, er vermochte ihm nichts anzuhaben. Depauli galt als ein Freund des Hauses, er zeigte sich in seinen Besuchen aber ziemlich zurückhaltend und erschien gewöhnlich nur an den Empfangsabenden der Familie, die von zahlreichen Freunden und Bekannten frequentirt wurde. Dagegen konnte er selbst als Bräutigam nichts einwenden, aber er merkte es wol, daß er und Juanna sich gegenseitig anzogen, daß einer Teil hatte an dem geistigen Leben des andern und daß sie sich somit näher standen, als er und sie es auch nur eine Stunde gewesen.

Mama de Vita hatte sich zu ihm gesetzt und sie versuchte ihn aufzuheitern, sie erzählte ihm mit aller Umständlichkeit von ihrem japanischen Samen, den sie für die Zucht von Seidenraupen vor zwanzig Tagen angelegt habe, drüben auf Murano, auf ihrer Vigna, wo sie für die Zucht ein altes Nebengebäude ihrer Villa adoptirt habe; und die Würmchen seien nun ausgekrochen, in großer Anzahl, und sie befänden sich gegenwärtig in der zweiten Häutung, aber eine einzige kalte Nacht könne all' die kleine, süße Brut vernichten. Er antwortete immer nur mit einem grimmigen "Si, si, si", und auch als sie ihn fragte, wie viel Grade es draußen in der Lagune haben könne, erhielt sie dieselbe Antwort.

Um Juanna's Rippen zuckte es boshaft, aber sie wante sich nun an den Unwirschen mit der heitersten Unbefangenheit. Auch Elena war mit ihrem Pintsch vom Fenster wieder herbeigekommen, und ihre muntere Plapperhaftigkeit war es, die Ernesto das erste Lächeln entlockte. Er beteiligte sich nun auch am Gespräch, das naturgemäß bald das interessanteste Thema berührte, das in diesen Tagen als ein Ereignis betrachtet, alle fashionablen Kreise Benedigs beschäftigte: das Auftreten von Signora Bianca, der Primadonna, die kürzlich in Mailand Furore gemacht.

Elena versicherte, sie müsse sie hören, und gleich bei ihrem ersten Auftreten, und wenn ihr Mänchen keine Loge erhalten werde, so müsse sie sich die Augen aus dem Kopfe weinen.

Signora de Vita fragte wieder und immer wieder, ob denn diese Sängerin wirklich und wahrhaftig die Schwester von Depauli's Frau sei, und schüttelte auf dessen Bejahung immer noch ungläubig den Kopf. Sie vermochte sich's nicht vorzustellen, wie diese einfache, bescheidene Frau eine Schwester haben konnte, die eine Theaterberühmtheit war.

Jetzt trat Signor de Vita, von einigen Freunden begleitet, in den Salon. Es war eine magere, sehnige Gestalt, sehr distinguirt, mit einem schmalen, gelblichen Gesicht, das, bis auf einen großen Schnurrbart, rasirt war. Seine Augen hatten den kalten, vorsichtigen Blick des Bureautraten. Auch er war rasch und heißblütig, wie die ganze Familie, aber durch die langjährige Beamtenlaufbahn mit ihrer verknöcherten Disziplin war sein ursprüngliches Naturell zurückgedrängt und hatte starren und konventionellen Formen Platz gemacht.

Er begrüßte alle mit etwas steifem Anstand und drückte Alfred wiederholt die Hand. Als er hörte, daß von der Bianca die Rede war, zog er langsam und würdevoll, nicht one einen lächelnden Seitenblick nach seiner Gattin zu werfen, eine gelbe Logenankündigung aus seiner Tasche und hielt sie ihr vor die Augen.



Europäische Flamingos. (Seite 396.)

Sie stürzte ihm um den Hals und erdrückte ihn fast mit schmeichelnden Liebkosungen. „Wie gut du bist, Tomaso, wie sehr gut, ich werde sie also sehen, die Diva, — o, wie glücklich ich bin, o, wie neugierig ich bin!“

„Es war durchaus nicht so leicht, eine Loge zu erlangen,“ versicherte ihr Gatte, „und wenn mir nicht Depauli's Protektion zuhülfe gekommen —“

„O, il benedetto!“ rief emphatisch die junge Frau und warf mit ihren runden, weißen Fingern Alfred eine Kußhand zu.

Die übrigen Freunde umringten sofort den Maler, auch sie wünschten seine Verwendung, und sie bestürmten ihn dann um weitere Auskunft, und sie wünschten allerlei Details über die künstlerische Ausbildung der Diva zu vernemen, über die Rasch-

heit ihrer Karriere. Die neugierige Elena war damit nicht befriedigt, sie verlangte sogleich nach den intimsten Beziehungen ihres Lebens.

„Es heißt ja, ein reicher, deutscher Baron soutenire sie, und sie sei auch mit ihm hierher gekommen,“ bemerkte sie ganz unbefangen und doch mit einer deutlichen Nuance frivoler Neugier.

„Elena, welche Indiskretion!“ rief zurechtweisend der venetianische Nobili.

„Aber Signor Depauli kann es ja berichtigen, wenn es nicht war sein sollte, aber man sagt so.“

„Nun, dieses ‚on dit‘, Signora,“ entgegnete Alfred mit vornehmer Gelassenheit, „enthält, wie die meisten Gerüchte, nur ein Körnchen Wahrheit, das übrige ist Lüge und Verleumdung.“



Ungarische Räuber im Kampfe mit Polizeimannschaften. (Seite 396.)

„O, ich bitte, erzählen Sie uns nun schnell, wieviel wir davon glauben dürfen. Die Bianca hat also —“

„Ich kenne die Verhältnisse meiner Schwägerin selbst nicht genau, sie ist seit Jaren selbständig und wir leben getrennt, aber ich darf wol versichern, daß Elvira eine durchaus noble Natur ist und daß, was mit einer solchen unvereinbar wäre, auch bei ihr nicht voraussetzen ist.“

„Sehr gut, Depauli, aber meine kleine Frau hätte eine etwas schärfere Lektion verdient.“

„Ah, santa madonna, glaubt ihr denn, daß ich sie deshalb anklage? Mon dieu, Künstlerinnen und Sängerinnen müssen doch alle ihre Liebhaber haben.“

„Ich versichere Sie, Signora, daß Sie diese liebenswürdige Toleranz Elvira gegenüber nicht zu üben haben; sie wird ganz gut vor dem Richterstuhl einer strengen Moral bestehen. Baron Hellenbach spielt allerdings in dem Leben dieses Mädchens eine Rolle; er war es, der ihr Talent zuerst erkant hat, und er war in eminenten Weise bemüht, es zu bilden, es im künstlerischen Sinne zu verwerten. Als Elvira mit ihrer Mutter nach Paris

kam, geschah es durch seine Vermittlung, daß die ersten Celebritäten sich ihrer annahmen und sie umsonst unterrichteten.“

„Ah, ah,“ rief man, „das ist interessant, das ist ehrenvoll!“

„Da sie bereits eine tüchtige Vorbildung genossen, so dauerte es nicht allzulange, sie für eine Bühnenkarriere vorzubereiten, sie war überdies so fleißig in dieser Zeit, daß Baron Hellenbach vor diesem Eifer die Flucht ergriff; er war nach Deutschland zurückgekehrt und kam nur von Zeit zu Zeit nach Paris, um sich von den Fortschritten seines Schützlings zu überzeugen.“

„Das spricht für sie — und für ihn,“ riefen die Freunde im Chor.

„Und er hat sich nicht in sie verliebt, und sie nicht in ihn?“ fragte Elena, die darauf hielt, der Sache auf den Grund zu kommen.

„Ich glaube wol, daß sie ihm Neigung eingelöst, und es erscheint mir keineswegs ausgeschlossen, daß er heute oder morgen sie zur Ehe begehre.“

„Wirklich!“ rief Elena lebhaft.

„Nun, das kommt wol heutzutage häufig genug vor,“ erklärte de Vita.

(Fortsetzung folgt.)

Die Aegyptiologie und die Entzifferung der Hieroglyphen.

Von Dr. Lp.

(1. Fortsetzung.)

Das Hauptverdienst an der Entzifferung der Hieroglyphen infolge dieses Fundes gebührt dem Franzosen Jean François Champollion (dem Jüngeren), der 1790 bei Grenoble geboren, trotz seines frühen Todes (er starb 1832) seinen Namen durch die glänzendsten Arbeiten auf dem neu errungenen Wissenschaftsgebiet unsterblich gemacht hat und als der eigentliche Begründer der heutigen Aegyptiologie angesehen werden muß. Die schönste Grabchrift hat ihm Chateaubriand gesetzt in den Worten: „Ses admirables travaux auront la durée des monuments qu'il nous a fait connaître.“ („Seine bewundernswerten Arbeiten werden die Dauer der Monumente haben, deren Rätsel er uns aufschloß.“)

Zunächst boten die gleich zu Anfang der griechischen (also auch der darüber stehenden ägyptischen) Steininschrift der Tafel von Rosette zahlreich vorkommenden Eigennamen, deren Klang und Aussprache ja in den verschiedensten Sprachen gar nicht oder nur wenig verändert zu werden pflegt, für die Entzifferung den ersten, erwünschtesten Anhalt. — Schon vor Champollion hatte nämlich der auch als Physiker, als Entdecker der Interferenzerscheinungen des Lichts, berühmte englische Arzt Thomas Young gefunden, daß die Königsnamen in der ägyptischen Inschrift des Steines von Rosette, gleichsam, um sie vor den andern Namen auszuzeichnen, — ähnlich etwa, wie man heutzutage die persönlichen Fürwörter einer Majestät im Hoffstyl groß zu schreiben pflegt — mit ovalen Ringen von beistehender Form umgeben seien. Er war es zuerst, der durch genaue Messung

des Raumes im Vergleich mit der griechischen Inschrift herausrechnete, welcher von diesen Ringen den Eigennamen Ptolemäus enthalten müsse, und sodann machte er sich an andere im Texte vorkommende Namen, wie Arsinoe, Berenike u. s. w. An den übrigen Hieroglyphentext, dessen Zeichen Young noch für reine Symbole, als bildliche Zeichen für Gedankenbegriffe (wie z. B. ein Herz für den Begriff „Liebe“, hielt, wagte er sich nicht. Bereits begannen diese Versuche einen kleinen Schimmer von Aufklärung zu liefern, als ein zweites kleineres und nur zweisprachiges Steindenkmal auf der Nilinsel Philä (bei der Stadt Assuan an der Südgrenze von Oberägypten) gefunden wurde, welches in Hieroglyphen und in griechischer Schrift abgefaßt, zwei in Ringen eingeschlossene Namen enthielt, von denen der eine mit dem für „Ptolemäus“ gehaltenen Ringnamen des Steines von Rosette genau übereinstimmte, während man den zweiten nach der griechischen Inschrift als den Namen „Kleopatra“ deuten konnte. In welcher Weise es nun Champollion verstand, diese günstigen Umstände zu einer nach und nach immer mehr sich vervollständigenden systematischen Entzifferung der Hieroglyphen zu benutzen, das wollen wir, indem wir dabei hauptsächlich der Darstellung des berühmten Aegyptiologen Professor Georg Ebers (des Verfassers der vielgelesenen „Aegyptischen“ Romane) in seinem Wissenschaftswerke „Aegypten und die Bücher Moses“ folgen, dem Leser kurz und mit Zuhilfenahme der beige druckten drei hieroglyphischen Holzschnitte, anschaulich machen.



Fig. 1. Kleopatra.

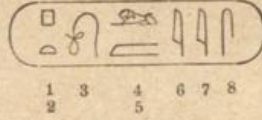


Fig. 2. Ptolemäus.



Fig. 3. Aleksandr.

Durch einen glücklichen Zufall, der überhaupt bei dieser ganzen Entdeckung so günstig waltete, finden sich in den beiden ersten Namen „Ptolemäus“ und „Kleopatra“ fünf gleiche Laute (p, t, l, e, o) vor. Champollion verglich nun Zeichen für Zeichen, woraus sich ihm folgendes ergab: In dem ägyptischen Namen Kleopatra (siehe Fig. 1) mußte die erste Hieroglyphe, die ein Dreieck darstellt, gleich dem Laut t sein, und sie durfte sich unter den Hieroglyphen des Namens Ptolemäus (siehe Fig. 2) nicht wiederfinden, wie sie sich dort denn auch nicht fand. Die zweite Hieroglyphe in Kleopatra, ein Löwe, mußte l bedeuten, und mußte sich in Ptolemäus (Fig. 2) an der vierten Stelle wiederfinden, wie es auch wirklich der Fall war. Das dritte Zeichen in Kleopatra, ein Rohrblatt, mußte e lauten und fand sich als sechstes und siebentes Zeichen in Ptolemäus wieder, woraus Champollion schloß, daß es hier, doppelt stehend, das ä (griechisch ai lautend) in Ptolemäus darstellen sollte. Das vierte Zeichen im ersten Namen (Fig. 1), welches Champollion für eine Blume an einem zurückgebogenen Stengel hielt, mußte den Laut o bedeuten und in Ptolemäus an der dritten Stelle stehen, wo es auch wirklich stand. Ebenso richtig fand sich ferner das Viereck, welches an der fünften Stelle in Kleopatra ein p darstellen mußte, als erster Laut in Ptolemäus wieder. — Der sechste Buchstabe im ersten Namen, einen Adler darstellend, mußte a ausgesprochen werden, findet sich also nicht in Ptolemäus, wofür aber, als neue Bestätigung, an der neunten Stelle des Namens Kleopatra wieder. (Siehe Fig. 1.) Das siebente Zeichen in Kleopatra, eine Hand darstellend, mußte t lauten. Im Namen Ptolemäus fand sich aber an der zweiten Stelle ein anderes t, welches einen Halbkreis darstellt; und dies hätte den Entzifferer irre führen können, wenn er nicht die Möglichkeit, daß ein und derselbe Laut durch verschiedene Zeichen dargestellt werden könne, ins Auge gefaßt und wenn er nicht außerdem richtig geschlossen hätte, daß der am Ende des Namens Kleopatra (siehe Fig. 1) als zehntes Zeichen gleichfalls stehende Halbkreis nichts anderes als den weiblichen Artikel bedeutet, von dem er wußte, daß er in der koptischen Sprache gleich t (To) bezeichnet werde. So konnte er, in geistvoller Weise weiter schließend, aussprechen, daß der Halbkreis an der zweiten Stelle in Ptolemäus (Fig. 2) ebenso ein t bedeuten müsse wie die Hand an der siebenten Stelle in Kleopatra. Die

achte Hieroglyphe im ersten Namen, ein Mund, mußte den Laut r darstellen und findet sich nicht in Ptolemäus. Als neunten und Schlußbuchstaben im ersten Namen hat der altägyptische Schreiber, wie gesagt, zum zweiten male einen Adler, und hat also das a in der Mitte und am Schlusse mit dem gleichen Zeichen dargestellt. So blieb keine einzige Hieroglyphe in Kleopatra unentziffert, während in Ptolemäus das fünfte und neunte Zeichen noch einer Erklärung bedurften, wenn es auch auf der Hand lag, daß das erstere nur ein m, das andere ein s darstellen konnte.

Durch diese geniale Kombination waren elf oder (durch den Artikel) zwölf Hieroglyphen richtig entziffert worden, und es kam nun darauf an, zu prüfen, ob sich mit deren Hilfe auch andere, aus der griechischen Inschrift bekannte, Eigennamen lesen lassen würden. Bei diesem Versuch fand Champollion zunächst in dem von ihm entdeckten Namen Alexandros (Aleksandr; siehe Fig. 3) die Hieroglyphen a = Adler, l = Löwen, t = Hand, r = Mund in diesem Namen an den richtigen Stellen wieder, während er die andern Hieroglyphen als t, s (der Laut r wird in t und s zerlegt) und u deuten konnte. Mit diesen 14 gefundenen Zeichen ging nun Champollion in der Lösung der großen Aufgabe weiter, suchte und fand, verglich und operierte, und indem er überall, in rein mathematischer Weise, aus den bekannten Größen die neuen unbekannteren berechnete, gelang es ihm, nicht nur zunächst alle Königs- und Pharaonen-, Götter- und Städte-Namen zu entziffern und richtig zu lesen, sondern — und darin beruht sein Hauptverdienst — für die Entzifferung aller Hieroglyphen, nicht bloß der Eigennamen, bestimmte Regeln und Geheze aufzustellen, welche bis auf den heutigen Tag ihre Gültigkeit bewahrt haben. Vor allem durch Zuhilfenahme des koptischen Sprachidioms — denn dieses allein lieferte ihm ja den Klang, den hörbaren Laut der altägyptischen Sprache — wurde er zu dem Grundsatz geführt, von dem es freilich wichtige Ausnahmen gibt: „Jedes Hieroglyphenbild ist gleich dem Laute, mit welchem der Name des Gegenstandes, den es darstellt, anfängt.“ So bedeutet das Bild des Adlers den Laut a, weil im Koptischen der Adler „ahem“ heißt, das Bild einer Hand bedeutet den Laut t, weil im Koptischen die Hand „tot“ lautet, das Bild des Mundes den Laut r, weil Mund in der koptischen Sprache „rö“ heißt u. s. w. —

Diese alphabetischen Hieroglyphenbilder nannte ihr Entdecker Champollion phonetische oder Laut-Bilder, weil sie nicht einen ganzen Begriff, sondern, wie die Buchstaben, nur einen Schall oder Laut bezeichnen. Freilich lag es auf der Hand und Champollion erkannte dies auch sehr bald, daß die ganze Hieroglyphenschrift mit ihren mehr als tausend Bilderzeichen, unmöglich eine rein phonetische oder Lautschrift sei; denn dazu hätten ja wie in dem Alphabet anderer Sprachen schon 25 bis 30 Hieroglyphenbilder genügt. Die Hieroglyphenschrift muß vielmehr, wie bald eingesehen wurde, als eine mit wirklicher und mit symbolischer Bilderschrift vermischte Laut-Schrift angesehen werden, doch so, daß die ersteren beiden Bedeutungen der Bilder fast immer nur zum näheren Verständnis und zur genaueren Verdeutlichung der

Lautschrift angewendet werden. So wird z. B. hinter dem hieroglyphischen Wort (in Lautschrift) für „Krokodil“ noch das wirkliche Bild eines Krokodils gesetzt, hinter dem Wort für „Ceder“ das Bild eines Baumes. So wird ferner hinter dem Hieroglyphenwort für „töten“ noch ein bewaffneter Arm und ein Messer als symbolisches Bild gezeichnet, so findet sich hinter der Lautschrift-Wort für „König“ das symbolische Bild eines Szepters, hinter einem Begriff, der mit „Schreiben“ zusammenhängt, eine zugebundene Papyrusrolle u. s. w. Zuweilen stet alsdann das symbolische Bild allein (ohne Lautschrift) für den zu bezeichnenden Begriff, wie z. B. das Szepter allein für „König“, ein geöffnetes Auge für „Wachsamkeit“, ein gehenteltes Auge für „Leben“ stet u. s. w. (Schluß folgt.)

Ein Ritter vom Geist.

I.

Am 21. Dezember 1805 als „Judenjunge“ geboren, am 19. April 1881 als Führer der stolzen Aristokratie der Erde gestorben, betrauert von England, das in ihm den größten seiner neueren Staatsmänner bewundert, verdient Benjamin Disraeli, Graf Beaconsfield, wenn einer ihn verdient, den stolzen Titel: „Ritter vom Geist“ — ein Titel, den beiläufig er erfunden hat, lange vor dem Roman Gukow's.

Ein „Abenteurer“, ein „Emporkömmling“ ist er genant worden: gut! versteht man unter einem Abenteurer den Mann, der, einzig und allein auf sich selbst gestellt, die Welt erobern will und sie erobert — dann war er ein Abenteurer, und auch ein Emporkömmling.

Das englische Sprichwort: where there is a will there is a way, wo der Wille ist, da ist ein Weg, wäre das geeignetste Motto für eine Lebensbeschreibung Disraeli's.

Sein Großvater war im Jar 1748 aus Benedig, wohin die Familie im 16. Jahrhundert während der Judenverfolgungen aus Spanien geflüchtet war, nach England übergesiedelt. Die Familie gehörte der Rasse der Sefardim an, d. h. der Juden, die niemals die Länder des Mittelländischen Meeres verlassen haben. Der Vater Benjamins, Jsaak, geboren 1766, machte sich in der Gelehrtenrepublik einen Namen; und da er auch ein ansehnliches Vermögen besaß, so wurde für die geistige Ausbildung des schon früh außerordentliche Begabung verratenden Benjamin alles aufgegeben.

In England waren die Juden bis in die Mitte dieses Jahrhunderts von der politischen Laufbahn ausgeschlossen — um dieses Hindernis aus dem Wege des Söns zu entfernen, trat Jsaak Disraeli im Jar 1817 mit ihm zum Christentum über.

Benjamin Disraeli ist aber, wenn nicht dem Glauben, doch den Traditionen seines Volks treu geblieben; er hat mit Stolz semitische Abstammung bekant, und in seinen Schriften jede Gelegenheit zur Verherrlichung der Juden benützt.

Man könnte sagen, er sei in dieser Beziehung geradezu aufdringlich gewesen, allein, wenn man Disraeli's Stellung bedenkt, den Vertreter der geächteten Rasse inmitten der Vertreter der achtenden Rasse sich vorstellt, der wird zugestehen müssen, daß das Betonen des jüdischen Standpunkts hoher moralischer Mut war.

Eine zeitlang versuchte es Disraeli mit der Juristerei; er wollte Advokat werden und begann die in England üblichen, praktischen Lehrjare. Doch er kam bald von diesem verkertten Gedanken zurück, und beschloß Schriftsteller und Politiker zu werden.

Raum 20 Jare alt, veröffentlichte er seinen ersten Roman: Vivian Grey, der das größte Aufsehen erregte und die Aufmerksamkeit auf den Verfasser lenkte.

Seine politische Richtung ist hier schon angedeutet; sein Wesen scharf ausgeprägt.

Mehrere Jare schrieb Disraeli nichts von Belang. Er reiste viel, studierte die Politik als Wissenschaft und nach dem Siege der Reformbill im Jar 1832 ging er dran, sich einen Siz im Unterhaus zu erkämpfen.

Er hatte keine Partei hinter sich, und, obgleich wolhabend, doch nicht eins jener Vermögen, die eine Macht sind.

Das erste mal fiel er durch. Das zweite mal fiel er durch. Aber er wollte siegen, und schließlich siegte er. Im Jar 1837 wurde er in Maidenstone gewält.

Mittlerweile hatte er sich ein politisches System zurecht gezimmert, das ein eigentümliches Gemisch von Radikalismus und Konservatismus bildet und in keine der alten Parteischablonen paßte.

Ein Feuerkopf, brante er vor Begierde, das Unterhaus im Sturm zu nemen. Er rüstete sich zu einer gewaltigen Jungferrede. Das Unterhaus, dem vor seinen kezerischen Ansichten graute, und in dem er gar manchen persönlichen Feind sitzen hatte — denn er war zu jener Zeit in der Polemik ebenso böshaft wie witzig — hatte sich vorgenommen, den „Judenjungen“ nicht anzuhören. Und nun entstand ein Kampf zwischen Redner und Haus.

Das Haus lacht, spricht, wirft ihm beleidigende, höhrende, verächtliche Zwischenrufe an den Kopf.

Disraeli redet laut und lauter.

Zulezt siegen die vielen über den einen.

Er kann den Lärm nicht durchdringen.

Witend setzt er sich nieder mit den Worten:

„Ich wundere mich durchaus nicht über die Aufnahme, welche Sie mir bereitet haben. Ich habe manches mehrere male anfangen müssen, und ich habe meistens meinen Zweck erreicht. Ich seze mich jetzt, aber die Zeit wird kommen, wo sie mich hören werden!“

Und sie kam.

Seine Ideen über Staat und Gesellschaft, über Regierung und Politik drangen in immer weitere Kreise. Unerbittlich wurde die Holheit des Liberalismus und die Heuchelei des Whigtums von ihm gegeißelt, und die Konservativen merkten bald, daß der hochaufgeschossene blasse Mann mit der Dentenstirn und den jüdischen Zügen das Beug in sich habe, ihren Gegnern gefährlich zu werden. Inbes lange graute es ihnen vor dieser unheimlichen Genialität, vor diesem „Afsischen Geheimnis“. Doch sie wurden magnetisch angezogen.

Und der Judenjunge Benjamin Disraeli, der bei jeder Gelegenheit sein Judentum heraufstreckte, wurde der Führer der zerprengten Tories.

Ein glänzenderer Sieg des Geistes über die Materie ist nicht erfochten worden.

Um die Größe des Sieges zu ermessen, muß man diese majestiven Hühnengestalten des englischen Bodenabels betrachten, denen unsere preußischen Krautjunker, obgleich keineswegs zwerghaft, doch das Wasser nicht reichen, körperlich so wenig, wie an Selbstgefühl.

Daß diese englischen Kolosse, trotz ihres sprichwörtlichen Stolzes, sich der Führerschaft des „Judenjungen“ unterwarfen, war übrigens sicher der gescheiteste Streich, den sie je gemacht.

Denn dieser Judenjunge gab ihnen, was ihnen felte: Gedanken; und aus den Tories, die ein Mob, eine durch die Reformbill zerprengte, unorganisierte Masse waren, als er die Führung übernahm, wurde binnen eines Jarzehnts eine regierungsfähige Partei.

Die deutschen Zeitungen sprechen in ihrer Mehrheit Disraeli ernsthafteste politische Grundsätze ab. Sehr mit Unrecht.

Wir haben jede Zeile gelesen, zum Teil wiederholt gelesen, die Disraeli geschrieben hat, wir haben seine politische Carriere seit 30 Jaren genau verfolgt — fast ein halbes Menschenalter aus nächster Nähe — und wir können getrost behaupten: wer Disraeli Ernst und Tiefe abspricht, kent ihn nicht.

Disraeli ist der erste Staatsmann, welcher die Wichtigkeit der

sozialen Frage begriffen und die Politik als Gesellschaftswissenschaft in Aktion aufgefaßt hat.

Ein Romantiker haßte er die Bourgeoisie, aber er sah trotzdem ein, daß die bürgerliche Entwicklung hemmen zu wollen, Wahnsinn wäre. Nur wollte er nicht die Herrschaft der Bourgeoisie im Staat. Sein Ideal war eine Volksmonarchie: die Regierung ausgeübt durch den Souverain und das Parlament, und die Arbeiterklasse als Gegengewicht gegen die Mittelklasse (Bourgeoisie) an der Regierung teilnehmend.

Namentlich im „Coningsby“ und in „Sybil“, den beiden bedeutendsten Romanen Disraeli's, finden wir die, die Ansichten beifürwortet.

Inbezug auf den Chartismus und die Arbeiterbestrebungen hat er einen Radikalismus bekundet, der ihn in Deutschland in den Geruch des Sozialismus bringen könnte.

Tatsache ist, daß alles, was seit einiger Zeit in puncto des Staatssozialismus und der Pflichten des Staats dem „armen Mann“ gegenüber gesagt wird, vor vierzig Jahren zwanzig mal besser von Disraeli gesagt und obendrein auch begründet worden ist.

Wie groß die Willensstärke Disraeli's war, so leicht wurde es ihm, von etwas abzusehen, was er als Irrtum erkant hatte.

Die Schuzzöllnerei z. B., welche er mit zähem Eifer verfochten hatte, so lange er die Freihandelspolitik für eine vorübergehende Verirrung hielt, warf er eines schönen Morgens, als er sich von der Unmöglichkeit der Rückkehr zur „Protektion“ überzeugt sans façon in die Kumpellammer und schloß die Türe sorgfältig ab, so daß keiner seiner Anhänger das alte Möbel mehr hervorholen konnte.

Daß Disraeli eine Reformbill durchgesetzt hat, die den englischen Liberalen zu liberal war, erwähnen wir nur, um die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Vorstellung: ein Tory sei ein Konservativer im deutschen Sinn, an einem schlagenden Beispiel nachzuweisen.

Was Disraeli unter Konservatismus verstand, erhellt aus seinem Wort:

„Das Ziel eines englischen Staatsmanns muß sein, durch die Gesetzgebung zu tun, was in anderen Ländern durch Revolutionen getan wird.“ (do by legislation, whatin other countries is done by Revolution.)

Es ist das der Ausspruch eines ächten Staatsmanns, der das Wesen und die Pflichten des Staats und der Regierung begriffen hat.

Die politische Laufbahn Disraeli's können wir hier nicht ins einzelne verfolgen.

Nur einiges sei hervorgehoben.

Disraeli war mit seiner Partei öfters in der Regierung und stand zweimal an der Spitze der Regierung. Besonders glänzend war seine letzte Premierschaft, in welche der russisch-türkische Krieg fällt.

Es gelang Disraeli, seinem Lande, dessen Einfluß auf die europäische Politik sehr gesunken war, eine gebietende Stellung zu verschaffen und dem Vordringen Rußlands einen Damm zu setzen.

Wie er nach seiner Heimkehr von dem Berliner Kongreß in England gefeiert wurde, ist in frischem Gedächtnis; und in frischerem Gedächtnis ist, daß kurz, nachdem er den Gipfel der Popularität und des Glückes erstiegen hatte, der jähe Sturz folgte.

Das Mißgeschick der englischen Waffen in Afghanistan und in Südafrika, das Bedürfnis nach Frieden, die wachsende Unzufriedenheit mit den Lasten, welche die Großmachtpolitik mit sich

bringt — dies alles vereinigte sich, einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeizuführen, und bei den allgemeinen Wahlen im Frühjahr des vorigen Jahres wurde die Torymajorität zersprengt und Disraeli mußte das Staatsruder in die Hände seines Widerparts Gladstone abgeben.

Er tat es mit jenem philosophischen, fast fatalistischen Gleichmut, der ihn nie verließ, wo er sich vor Unabwendbarem sah. Er resignierte lächelnd, ging nach Haus und vollendete seinen letzten Roman: Endymion, der im November erschien.

Freilich, er tat auch anderes. Er sammelte seine geschlagene Partei, reorganisierte sie so gut, und benützte mit solchem Geschick die mannichfachen Fehler Gladstone's, daß die Möglichkeit eines Ministeriums Beaconsfield wieder aufzutreten begann.

Beaconsfield heißt er mit seinem offiziellen Namen. Die Königin von England hat den Juden Benjamin Disraeli zum Dank dafür, daß er sie zur Kaiserin von Indien gemacht, in den Adelsstand erhoben und ihm den Titel eines Grafen von Beaconsfield verliehen.

Anfangs hatte er den Titel für sich ausgeschlagen, und nur für seine Gattin angenommen, die in seinem Leben ein ähnliche Rolle spielte, wie Carlyle's Weib im Leben des „Weisen von Chelsea.“

Erst nach dem Tod der wie eine Heilige von ihm verehrten Frau — Ende 1873 — ließ er sich herab, seinen Namen Benjamin Disraeli mit dem eines Carls of Beaconsfield zu vertauschen.

Dreiundvierzig Jahre hat er im Parlament geseffen. Dreiunddreißig Jahre war er Führer der Torypartei und über 14 Jahre lang Minister.

Kein Staatsmann der neueren Zeit hat ihn an Geschäftskentnis, Arbeitskraft und Takt übertroffen, an umfassendem Blick und Weitständigkeit hat ihn keiner erreicht.

Als Redner wirkte Disraeli durch Klarheit, Witz, pointierte Antithesen. Er stocste mitunter im Sprechen, und war an Redeschluß Gladstone nicht gewachsen, dessen salbungsvolle Rhetorik er indes mit seiner feinen Ironie spielend zu parieren pflegte.

Jetzt ist er tot. Und die Tories werden so leicht keinen Nachfolger finden. Einen, der ihn ersetzt, gewiß nicht. Das Geschlecht der „Staatsmänner“ von Beruf stirbt aus. Die Palmerston, Disraeli haben keinen Nachwuchs. Der eine oder andere, der noch übrig ist, wird ebenfalls keinen Nachwuchs zurücklassen. —

Die Neuzeit ist dem Junftwesen nicht günstig. Auch nicht dem politischen, trotzdem dieses hie und da noch in starkem Flor scheint. Die Junftgeheimnisse der Herren Staatsmänner sind nachgerade ins Publikum gedrungen, und je höher die politische Bildung eines Volkes ist, desto weniger bedarf es der junftmäßigen Staatsmänner. Amerika hat die wenigsten oder gar keine, während Rußland die meisten hat.

Ein solcher Junftsstaatsmann hat einmal gemeint: jeder Deutsche möchte seinen Fürsten haben. Vielleicht etwas richtiger ausgedrückt würde das lauten: „Jeder Deutsche möchte sein eigener Fürst sein.“

Wir schlagen aber als Variation vor: Jeder Deutsche — und überhaupt jeder Mensch — sollte sein eigener Staatsmann sein.

Und jeder Mann von Charakter ist es. — —

Doch wir sind noch nicht fertig.

Um das Bild unseres Ritters vom Geist zu vervollständigen, müssen wir noch den Schriftsteller und Dichter Disraeli behandeln. (Schluß folgt.)

Heber Ventilation größerer Lokalitäten.

Von S. W. Fabian, Civilingenieur.

(Nach einem vom Verfasser gehaltenen Vortrage im new-yorker technischen Verein.)

In der neuern Gesundheitspflege spielt die Ventilationsfrage eine Hauptrolle, und hierbei erklärt es sich leicht, daß die öffentlichen Lokale, wie Theater, Konzertsäle, Auditorien und Restaurationslokalitäten in erster Linie berücksichtigt werden, indem hier durch die Zusammendrängung vieler Menschen in einen geschlossenen Raum eine künstliche Lüfterneuerung am ersten notwendig wird. Fassen wir für ein derartiges Lokal die luftverderbenden Faktoren ins Auge, so sind zunächst die Menschen in Betracht zu ziehen,

und hierauf nach dem seitherigen Systeme der Beleuchtung mit offenen Gasbrennern, diese Gasflammen, indem derartige Lokalitäten meist nur bei künstlicher Beleuchtung in Benutzung stehen. Die Heizung kann als luftverderbender Faktor in den meisten Fällen außer acht gelassen werden, da die hier in Betracht kommenden Räumlichkeiten gewöhnlich mit Centralheizungseinrichtungen versehen sind, welche ihren Feuerherd außerhalb des bewohnten Raumes haben. Nach der seither in Gebrauch stehenden

Ventilationstheorie nimmt man an, daß die hauptsächlich schädlichen Ausatmungsstoffe mit der gleichzeitig ausgeschiedenen Kohensäure proportional sind, wonach folglich das Kohensäurequantum ein Maßstab wird für die Verunreinigung der Luft.

Die Luft im Freien hält im Durchschnitt unter 10 000 Raumteilen 3 bis 5 Raumteile Kohensäure, deren Zuwachs unter der Voraussetzung einer vollständigen Mischung der Gase nicht über 10 auf 10 000 betragen darf. — Ein erwachsener Mensch scheidet nun stündlich 20 Liter Kohensäure aus, weshalb bei einem Kohensäurezuwachs von $\frac{10}{10000}$ das Ventilationsbedürfnis pro Person und Stunde gleich 20 Kubikmeter*) wird. Wenn auch dieser Kohensäurezuwachs im allgemeinen als ein zu hoch bemessener gelten muß, so kann doch bei einer regelmäßigen Ventilation das Ventilationsquantum von 20 Kubikmeter pro Person und Stunde als ein vollkommen ausreichendes in Bezug auf die Luft in Sälen gelten, indem hier die verdorbene Luft teilweise bereits zur Abführung gelangt, bevor sie eine vollständige Mischung mit der übrigen Salluft einzugehen vermag.

In neuerer Zeit findet die künstliche Ventilation, insbesondere für größere Lokalitäten, denn auch immermehr Eingang, und hat man sich für diesen Fall in der Tat dahin geeinigt, der Vorberechnung 20 Kubikmeter Lüfterneuerung pro Person und Stunde zugrunde zu legen. — Die durch die Beleuchtung entstehende Verunreinigung der Luft wird aber hierbei zumeist völlig vernachlässigt, und erst ganz in neuester Zeit fängt man an, derselben mehr Beachtung zu schenken, während doch eine gewöhnliche Gasflamme in gleicher Zeit etwa drei- bis viermal mehr Kohensäure produziert, als ein erwachsener Mensch. Nach mehrfachen Versuchen hat sich herausgestellt, daß für mittlere Konsume des Leuchtstoffes ein Petroleumbrenner stündlich 60 Liter, eine Dellampe 32 Liter, eine Kerze 12 Liter und ein Gasbrenner pro Stunde 80 Liter produziert. — Hierbei kommt noch in Betracht, daß bei der Verbrennung von Leuchtgas und andern Materialien nicht nur Sauerstoff verbraucht und Kohensäure erzeugt wird, sondern es wird auch das so sehr gesundheitsschädliche Kohlenoxyd in geringen Mengen entwickelt. Außerdem füttert das Leuchtgas Kohlenwasserstoff und oft noch Schwefelwasserstoff mit sich. Der auffallend unangenehme Geruch der Petroleumlampe zeigt z. B., wie viele unverbrante Stoffe diesem Leuchtstoff entweichen. Interessant ist es, zu beobachten, wie eine Gasflamme, die von einer elektrischen Lichtquelle beschienen wird, einen vollständigen Schatten wirft, und zwar in einer solchen Deutlichkeit, daß man die unverbrannten Brenngase genau abziehen sieht.

Um das Verhältnis der luftverderbenden Faktoren in einem größeren Lokale festzustellen, sei hier der große Gürzenichsal in Köln als Beispiel gewählt. Derselbe faßt in Summa 2500 Menschen und wird durch 786 offene Gasbrenner erhellt, die mit Rücksicht auf die Kohensäure pro Sektion nach näheren Ermittlungen gleich 2600 Menschen zu rechnen sind. — Diesem einfachen Tatbestande gegenüber ist es zu verwundern, daß man für Lokalitäten, in denen eine regelrechte Lüfterneuerung Schwierigkeiten macht, nicht schon längst allgemein dahin gelangte, solche Beleuchtungskörper in Anwendung zu bringen, die ihre Verbrennungsprodukte direkt nach außenhin abgeben, umso mehr, da die Wärmeentwicklung derselben außerdem noch einen vorzüglichen Motor für die Lüfterneuerung, betreffend die Menschen, abgeben könnte. — Am deutlichsten wird dies, wenn die Wärmeproduktion der Flammen in Betracht gezogen wird. Man kann alsdann für 1 Liter verbrauchtes Leuchtgas ca. 6 Wärmeeinheiten**) rechnen, was für den Gürzenichsal, bei seinem Gasverbrauche von 65 Kubikmetern pro Stunde, $65\ 000 \times 6 = 390\ 000$ Wärmeeinheiten gibt. — Für die Wärmeentwicklung durch Menschen ist nach den neuesten Forschungen anzunehmen, daß eine Person die Stunde 120 Wärmeeinheiten abgibt an eine Salluft von $+20$ Grad Celsius, was für den besagten Sal $2500 \times 120 = 300\ 000$ Wärmeeinheiten liefert, weshalb die Wärmeproduktion von Menschen und Beleuchtungsflammen etwa in demselben Verhältnis zu einander steht, wie die Kohensäureentwicklungsmengen derselben. — Die gesamte Wärmeproduktion beträgt hiernach für unser Beispiel 690 000 Wärmeeinheiten. — Nach dem mechanischen Äquivalente der Wärme ist 1 Wärmeeinheit gleich 430 Kilogrammster und 1 Pferdekraft gleich 75 Kilogrammster***). Will man daher wissen, welchem theoretischen

Arbeitswerte die 690 000 Wärmeeinheiten entsprechen, so braucht man diese von der Stunde nur auf die Sekunde zu reduzieren, mit 430 zu multiplizieren und hiernach durch 75 zu dividieren, um das Gesuchte in Pferdekraften zu erhalten. — Dieses gibt 1099 Pferdekraften. — Wenn man bedenkt, daß hiernach für einen Sal, der etwa 2500 Menschen hält, dem Ventilationsstechniker über 1000 Pferdekraften als Motor, one irgendwelche künstliche Mittel zu Gebote stehen, so erscheint es wirklich als eine Ironie auf den gesunden Menschenverstand, wenn bei Ventilations-einrichtungen diese natürlichen Mittel meist gänzlich unbeachtet bleiben und dafür Ventilationsmaschinen oder dergleichen in der Stärke von einigen Pferdekraften angewendet werden. Ja, man get in dem Unverstande oft noch weiter und richtet die künstliche Ventilation so ein, daß die schlechte Luft, anstatt sie, ihrer ursprünglichen Stromrichtung gemäß, nach oben abzuführen, unten am Boden abgeführt wird, indem man hierbei den Standpunkt einnimmt, daß, da die Kohensäure spezifisch schwerer ist, als die atmosphärische Luft, erstere nach unten sinke. Man vergißt hierbei aber augenscheinlich, daß der Ausströmung eine lebendige Kraft innewohnt, die imstande ist, die Kohensäure, trotz ihrer spezifisch größeren Schwere, sehr wol zu heben, sodaß nur dann, wenn die natürliche Ventilation nicht in ihrem ursprünglichen Strome sofort durch andre Mittel zur Unterstützung gelangt, ein Sinken derselben eintritt. Außerdem vergißt man bei der Luftabführung am Boden, daß die Kohensäure in der hier vorkommenden Verdünnung garnicht als das schädliche Agens in Betracht kommt, indem es die sonstigen derselben beigemengten Exhalations- und Transpirationsstoffe sind, die den menschlichen Organismus hauptsächlich belästigen, und endlich noch die übergroße Wärme der Luft weit unangenehmer auf denselben einwirkt, als die Unreinheit derselben.

Von großer Wichtigkeit ist es daher, das Ventilationsbedürfnis aus der Wärmeentwicklung, die in einem Sale stattfindet, abzuleiten. — Mit Rücksicht auf die Vermeidung von kalter Zugluft ist hierbei von vornherein anzunehmen, daß die Ventilationsluft nicht mit einer niedrigeren Temperatur als $+12$ Grad C. eingeführt werden darf, weshalb bei Außenlufttemperaturen, die diesen Temperaturgrad unterschreiten, eine Vorwärmung derselben durch Heizung bis zu 12 Grad C. erforderlich wird.

Wenn wir ferner die wünschenswerte mittlere Temperatur eines Sales auf 20 Grad Celsius festsetzen, die beständig erhalten bleiben soll, und welche dem menschlichen Organismus am besten entspricht, so wird die Temperaturdifferenz zwischen der Ventilationsluft und der Zimmerluft gleich 20 weniger 12 , gleich 8 Grad C., um welche die Ventilationsluft erhöht wird und erhöht werden darf. — Um nun zu berechnen, wieviel Wärmeeinheiten erforderlich sind, um 1 Kubikmeter Luft um 8 Grad C. zu erwärmen, hat man das Gewicht von 1 Kubikmeter Luft bei 20 Grad C. mit $1,3$ Kilogramm, sowie die spezifische Wärme*) der Luft, die $0,24$ beträgt, in Ansatz zu bringen. — Es ergibt sich hiernach, daß zur Erwärmung von 1 Kubikmeter Luft um 8 Grad C. $1,3 \times 0,24 \times 8 = 2,496$ Wärmeeinheiten erforderlich sind. — Nemen wir als Beispiel wieder den Gürzenichsal in Köln, für welchen, wie wir gesehen, die stündliche Wärmeproduktion 690 000 Wärmeeinheiten beträgt, so wird nach der Wärmetheorie das Gesamtventilationsbedürfnis gleich $\frac{690\ 000}{2,496}$ oder gleich 276 442 Kubikmeter, was bei dem Vorhandensein von 2500 Menschen und einer Flammenanzahl, die gleich 2600 Menschen wirken, einem Ventilationsbedürfnis von $\frac{276\ 442}{2500 + 2600} = 54$ Kubikmeter

pro Person und Stunde gleichkommt. Das will sagen, daß zwecks Kühlung der Salluft auf konstanten 20 Grad C. pro Stunde ein Ventilationsquantum in dieser Höhe notwendig ist, während nach der Kohensäuretheorie nur 20 Kubikmeter verlangt werden. —

standen, die ein Gewicht von 1 Kilogramm um 1 Meter lotrecht zu heben vermag. Eine Wärmeeinheit ist hiernach also imstande, ein Gewicht von 1 Kilogramm um 430 Meter lotrecht aufzubewegen. Bei dem Begriffe der maschinellen Pferdekraft kommt noch die Zeiteinheit, d. i. die Sekunde, mit in Betracht, weshalb man unter einer Pferdekraft diejenige mechanische Arbeitsleistung versteht, die imstande ist, in einer Sekunde ein Gewicht von 1 Kilogramm um 75 Meter zu heben.

*) Man nent die spezifische Wärmemenge einer Substanz diejenige Wärmemenge, die erforderlich ist, um die Temperatur von 1 Kilogramm der Substanz um einen Grad des hundertteiligen Thermometers zu erhöhen, wobei die spezifische Wärme des Wassers gleich 1 gesetzt wird.

*) 1 Kubikmeter = 1000 Liter. 1 Gallon = 4,54345 Liter.

**) Unter einer Wärmeeinheit wird hier diejenige Wärmemenge verstanden, die imstande ist, die Temperatur von 1 Kilogramm Wasser um 1 Grad Celsius zu erhöhen.

***) Unter 1 Kilogrammster wird diejenige Arbeitsleistung ver-

Hiernach erklärt es sich sehr leicht, daß, wenn auch wirklich eine Ventilationsanlage auf Grund der Kolensäuretheorie zur Ausführung gelangt ist, es dennoch in dem Sale viel zu heiß ist. Dieses ist zumeist noch umsomehr der Fall, als nur in den seltensten Fällen die Beleuchtungsflammen hierbei berücksichtigt sind.

Wird die Temperaturdifferenz noch kleiner als 80 Grad C., resp. die Außenlufttemperatur höher als +12 Gr. C., so steigt das Ventilationsbedürfnis natürlich immer noch, bis es schließlich bei einer Temperaturdifferenz von 0 Grad C., resp. bei einer Außenlufttemperatur von +20 C. unendlich groß wird. Es ist aber unmöglich, die Ventilationsquantitäten in dieser Höhe zu bemessen, da alsdann auch die Querschnitte für die Luftzuführungs- und Abführungskanäle unendliche Dimensionen annehmen müßten. Das ausgerechnete Ventilationsquantum für 12 Grad C. Temperaturhöhe muß praktisch vielmehr als das Maximum der Ventilation angesehen werden, weshalb für Außenlufttemperaturen über 12 Gr. C. eine künstliche Kühlung der Ventilationsluft bis zu dieser Temperatur erforderlich wird. Würde man ein Beleuchtungssystem in Anwendung bringen, nach welchem die Flammen ihre Verbrennungsprodukte direkt nach außen hin, mittels Röhrenleitungen, abgeben würden, so würde, wie schon erwähnt, die Gesamtkolensäureproduktion, wie auch die Wärmeentwicklung im Sale, auf etwa die halben Quantitäten herabgemindert werden, während die Gasflammen gleichzeitig noch als Abgabeapparate für die durch Menschen verunreinigte Luft zur Wirkung kämen, und zwar in einer Stärke von theoretisch über 500 Pferdekraften. Diese motorische Kraft käme allerdings nicht in ihrer vollen Größe zur praktischen Ausnutzung, in dessen würde der Nutzeffekt derselben doch hinlänglich genügen, um das verlangte Ventilationsquantum zu fördern, da nach mehrfachen Versuchen bei einiger Zweckmäßigkeit in der Anordnung, eine Gasflamme, in Verbindung mit der lebendigen Kraft, welche den Atmungs- und Transpirationsstoffen innewohnt, imstande ist, pro Stunde 200 Kubikmeter abzuführen, was bei 786 Beleuchtungsflammen des Gürzenichsales 157 200 Kubikmeter ergibt, die für die Menschen nicht einmal ganz erforderlich sind. Stet daher ein richtiges Beleuchtungssystem, dessen Flammen

ventilieren, zur Verfügung, so bewirken diese selbsttätig und ausreichend die Ventilation, und es bleibt alsdann, je nach der Temperaturbeschaffenheit der äußeren Luft, nur für eine Vorwärmung oder für eine Abkühlung der Ventilationsluft, sowie für Einlaß- und Abflußöffnungen zu sorgen. — Bei Tagesbeleuchtung, elektrischer Beleuchtung oder bei der Gasbeleuchtung nach dem vorgeschlagenen System, welche Fälle sich annähernd gleich stellen, wennschon für die zwei letzten Fälle die Wärme, welche an die Salluft direkt abgegeben wird, nicht ganz zu vernachlässigen ist, insbesondere bei den der Abkühlung ausgesetzten Gasapparaten, bleibt im großen und ganzen das Ventilationsbedürfnis pro Person und Stunde dasselbe, und nur das Gesamtbedürfnis kommt zur Herabminderung, weshalb also für alle Fälle Ventilationsanlagen für größere Lokalitäten, die mit Menschen dicht besetzt sind, auf Grund der Forderung, die Temperatur der Salluft auf konstant 20 Grad Celsius zu erhalten, und nicht auf Grundlage der seither in Anwendung stehenden Kolensäuretheorie, bemessen werden sollte. — Ist ein ventilirendes Beleuchtungssystem nicht vorhanden, so muß man natürlich zu anderen Ventilationsmotoren, wie Lochkaminen oder Gebläsemaschinen zc. greifen, wobei jedoch immer wieder zu berücksichtigen ist, daß man die lebendige Kraft der Atmungs- und Transpirationsstoffe gehörig ausnutzt, resp. unterstützt, und daher die frische Luft im unteren Teile des Sales einführt und die verdorbene Luft im oberen Saalraume abführt. — Für die Berechnung von Ventilationsmotoren ist noch zu berücksichtigen, daß mit der Abkühlung durch die Wandungen eines eingeschlossenen Raumes stets eine Porenventilation verbunden ist, die etwa in der Weise wirkt, daß die Hälfte der hierbei verlorengehenden Wärmemenge zur Einführung und Erwärmung von Außenluft verbraucht wird, während die andre Hälfte wärmere, resp. verdorbene Zimmerluft nach außen hin abführt. Auch dieser Punkt wird in der seitherigen Ventilationspraxis, wie auch in der Theorie, völlig vernachlässigt. Berücksichtigt man dagegen bei der Ventilierung eines Sales alle hier behandelten Gesichtspunkte in gehöriger Weise, so ist es durchaus nicht so schwierig, als man gewöhnlich glaubt, eine zweckmäßige Ventilation herzustellen.

Die Schlacht von Majuba.

(Fortsetzung.)

Tief unter uns in den Linien des Feindes sahen wir ein ungeheures Feuer, um dessen roten Schein zahlreiche Gestalten sich hin und herbewegten; und viele von uns stellten Betrachtungen an, was für Gesichter „diese lustigen Boeren“ wol machen würden, wenn sie uns am Morgen bemerkten.

Der Pfad auf, oder richtiger neben dem Höhenkamme, war ganz schmal; — auf der einen Seite ein Abgrund, auf der anderen eine senkrechte Felsenwand; und da wir nur einer hinter dem anderen gehen konnten, so dauerte es bis fast 3 Uhr morgens, ehe die Kolonne soweit war, die Erstiegung des letzten Berggipfels, der das Ziel unseres Marsches war, beginnen zu können. Auf dem Plateau am Fuß dieses Berges wurden noch zwei Kompagnien zurückgelassen — eine des 60. Regiments, die andere Hochländer — ebenfalls mit dem Befehl, sich zu verschanzen.

Unser erster Versuch, den Gipfel zu ersteigen, mißlang. Wir wurden durch undurchdringliches Buschwerk aufgehalten; nach einer Weile gelang es aber unsern Zulu-Führern, durch eine bis zum Gipfel führende Wasserrinne emporzuklimmen. Wir folgten ihnen nach und zogen einander an den Händen die umherliegenden Steinmassen und die fast unmöglichen (nearly impossible) Felsenwände hinauf. Das erste Duzend von uns, das oben ankam, wurde von Oberst Stewart vorsichtig auf Rekognoszierung geführt. Wir befanden uns auf einem geräumigen Plateau (Hochebene), etliche tausend Yard (die Yard = 3 Fuß) im Umkreis, und sanft abfallend von der Mitte, — dem Gipfel —, wo sich ein längliches Becken, etwa 200 Yard lang und 6 Yard breit einsenkt, dessen Abhänge uns eine unheimbare Citadelle zu bilden schienen. Vom Feind keine Spur. Alles war still, und so weit versprach das Unternehmen den vollständigsten Erfolg.

Ich war neben dem General, als er den Befehl ergehen ließ, daß alle Truppen heraus kommen sollten. Obgleich er ruhig war und nicht die leiseste Aufregung verriet, so schien es mir doch, als sei diese Ruhe erzwungen.

Um 20 Minuten vor 4 Uhr gelangten die ersten Leute auf den Gipfel, aber bis sich die letzten hinaufgearbeitet hatten, war es fast 5 Uhr. In der Zwischenzeit legten sich diejenigen von uns, welche zuerst gekommen waren, ins Gras, um ein halbes Stündchen zu schlafen.

Beim Erwachen verkündete ein heller Lichtschein über den Hügel jenseits des Büffelstufes (Buffalo River) uns den Anbruch des Tages, und 2000 Fuß unter uns hinter dem Red konten wir die Lagerfeuer

der Boeren wie Irrlichter glitzern sehen, als zwischen 5 und 6 Uhr unsere Feinde, einer nach dem andern, Feuer für ihren Morgentasse anmachten. —

Unser Stab bemähte sich nun, die Mannschaft möglichst vorteilhaft rings um das Plateau an dem Saum aufzustellen, wo es steil bergab ging. Auf der einen Seite schien der Berg absolut unersteiglich; auf der anderen schien er fast ebenso unübersteiglich, obgleich die Boeren hernach einen ziemlich bequemen Weg fanden.

Beim Grauen des Tags konten wir erst recht beurteilen, was für eine ausgezeichnete Stellung wir gewonnen hatten. Die festesten Erdwerke auf dem Red waren nicht weiter als 200 Yards entfernt, und wurden durch die Gatling-Kanonen, die wir herbeordert hatten, unhaltbar gemacht. Wiederholt wurde Bedauern ausgesprochen, daß wir nicht 1000 Mann, statt bloß 350, stark waren — wir hätten uns dann hinunterschleichen und das Lager überrumpeln können, ehe der Feind eine Ahnung von der Gefahr hatte.

Die Leute wurden 10 Schritte von einander längs des Saums aufgestellt; die Marinesoldaten und ungefähr 50 Mann des 95. Regiments kamen als Reserve in die Vertiefung in der Mitte. Jeder Soldat baute sich einen kleinen Steinwall, hinter dem liegend er dann die Ereignisse abwartete. Unsere Zuversicht, die Stellung gegen jeden Angriff von Seiten der Boeren behaupten zu können, war so groß, daß nicht mit der nötigen Sorgfalt untersucht wurde, ob auch die Soldaten alle richtig postirt waren. Das fiel mir auf. Ich bemerkte, daß viele an Stellen lagen, wo sie keine 12 Yards weit vor sich sehen konnten; sie waren nicht am äußeren Rand des Plateaus — ein Fehler, der sich später verhängnisvoll erwies. Zur Linken war aber eine kleine kegelförmige Erhöhung, von der aus wir erforderlichen Falls den gegen die Hauptstellung erstürmenden Feind in der Flanke zu fassen hofften.

Wir hatten anfangs viel vom Durst zu leiden; doch stieß Leutnant Macdonald bei dem ersten Versuch, einen Brunnen zu graben, zum Glück auf eine reichliche Quelle. An Munition hatten wir bloß 75 Patronen per Mann, indes erwarteten wir frische Zufuhr während des Tags, und so füllten wir uns denn vollkommen sicher.

Um 6 Uhr war das aus Wagen und Zelten bestehende Lager des Feindes sichtbar. Die Boeren gingen sorglos in allen Richtungen hin und her — sie hatten uns noch nicht entdeckt; — bald darauf aber marschirten die feindlichen Bedetten ab, um ihre Stellungen für den Tag einzunehmen, und teilweise kamen sie uns sehr nah. Einige postirten sich keine 300 Yards von unsern Leuten, die ihr Leben in der Hand hatten.

Es entstand nun die Frage: Sollen wir feuern oder nicht? Ein bestimmter Befehl war nicht gegeben worden. Die Soldaten widerstanden

nicht lange der Versuchung und einige, auf eine Abtheilung berittener Boeren abgefeuerten Schüsse, die indes nicht trafen, alarmirten den Feind. Einen Moment herrschte wilde Verwirrung in dem Lager. Hunderte stürzten nach den Erdwällen und besetzten dieselben; andere trieben in der Eile die Pferde und Ochsen herein, und eine Anzahl berittener Boeren galloppirte, ohne das heftige Feuer unsererseits zu beachten, um unseren Berg herum, stieg dann ab, brachte die Pferde in Sicherheit und erwiderten aus gedeckter Stellung unser Feuer Schuß um Schuß.

Jetzt begann die Munitionsfrage für uns brennend zu werden. Der General ließ die Ordre passiren, daß kein Schuß mehr abgefeuert werden solle, außer wenn der Feind in sicher erreichbare Nähe komme.

Während der nächsten Stunde sahen wir verschiedene Schwärme von Boeren nach der linken Seite des Bergs schwenken und hinter dem Abhang verschwinden; aber vor 9 Uhr ließ, von dem gelegentlichen Pfeifen einer Kugel abgesehen, nichts auf die Absicht schließen, uns den Besitz unserer Stellung streitig zu machen. Gegen 9 Uhr wurde ein heftiges Feuer auf den, von 20 Mann des 92. Regiments besetzten Teil des Plateaus eröffnet. Wie von beiden Seiten bald ermittelt wurde, betrug die Entfernung 630 Yards, und die Boeren schossen mit solcher Präzision, daß jede Kugel die Steine traf, hinter der unsere Leute gedeckt lagen. Unsere Soldaten blieben kaltblütig; sie handelten strift der Ordre gemäß und gaben nur gelegentlich Salven ab, wenn Boeren sich unten zeigten. Die Verwundung von sieben oder acht der letztern wurde gemeldet; wir selbst hatten bis 11 Uhr nur vier Leichtverwundete.

Um 11 Uhr kam Leutnant Hamilton vom 93., der an dem bedroten Punkt kommandirte, zu dem General, um ihm mitzuteilen, die Boeren schienen sich unter dem steilen Abhang in der Fronte der Position, wo sie natürlich nicht gesehen werden könnten, in Masse zu versammeln. Eine Verstärkung von 20 Mann wurde ihm angeboten, er nam aber bloß ein halbes Duzend, mit deren Hilfe er auch das feindliche Feuer im Schach gehalten.

Kurz nach 11 Uhr stand der General mit seinem Stab, und Kommandant Romilly von der Marinebrigade auf einer Stelle des Plateaus, nach welcher der Feind bis jetzt noch nicht gefeuert hatte. Ich wollte zur Gruppe herangehen, als meine Aufmerksamkeit durch ein Rauchwölkchen in einem ungefähr 900 Yards entfernten Gebüsch unten am Berg erregt wurde. Eine Sekunde darauf befehlete mich ein scharfer Schrei aus der Gruppe des Generals, daß der Schuß getroffen hatte. Kommandant Romilly stürzte und überschlug sich — er war tödtlich verwundet, wie die Aerzte uns sofort sagten.

Dieser Zwischenfall ereignete sich vor den Augen fast aller unserer Leute, und er hat meiner Ansicht nach eine sehr ungünstige Wirkung auf unsere jüngeren Soldaten hervorgebracht, die hier deutlich sahen, daß, wer sich dem Feuer der Boeren-Scharfschützen aussetzte — und sei es in noch so weiter Entfernung — unrettbar ein Kind des Todes war.

Indes bis 12 Uhr tat das Feuer der Boeren, obgleich heftig, uns im ganzen doch wenig Schaden, und als wir um diese Zeit sahen, daß unten im Lager die Wagen angespannt wurden, als bereitete sich der Feind zum Abzug vor, da redeten wir schon davon, das Lager der Boeren am anderen Morgen in Besitz zu nehmen. Wir waren 5 Stunden lang ununterbrochen dem Feuer ausgesetzt gewesen und hatten uns an das Pfeifen der Kugeln gewöhnt.

Um 12 Uhr hörte das Feuer plötzlich auf und der General, ermüdet durch die Anstrengungen der letzten Nacht, legte sich zu einem kurzen Schlaf nieder. Vermittelt des Heliograph (Sonnen-Spiegel-telegraph) war die Verbindung mit unserem Lager hergestellt, und das Vertrauen in unsere Fähigkeit, die Position gegen jeden feindlichen Angriff zu behaupten, eher gewachsen als vermindert. Nur Leutnant Hamilton, der mit seinen par Mann den ganzen Morgen hindurch fast allein dem feindlichen Feuer ausgesetzt gewesen war, ohne einen Besuch des Generals oder des Stabes erhalten zu haben, teilte nicht die allgemeine Zuversicht. Etwas nach 12 Uhr kam er auf einige Minuten von seiner Stellung herüber, um uns zu sagen, eine bedeutende Zahl der Feinde sei hinter den steilen Abhang unter ihm vorgebrungen, und er fürchte, sie fürten Schlimmes im Schilde. Verstärkungen wurden ihm versprochen und er fertete auf seinen Posten zurück; die Verstärkungen gingen ihm aber, wie ich seitdem erfahren habe, erst zu, als es schon beinahe zu spät war.

Kurz darauf sprach ich mit Major Hay vom 92., mit Oberst Stewart und Major Frazer über die Lage der Dinge. Major Hay meinte, wir seien für einen nächtlichen Angriff nicht stark genug. Ich hatte die Vermutung geäußert, die Boeren würden uns um 4 Uhr abends angreifen wie am Ingago. Da plötzlich wurden wir durch ein lebhaftes und anhaltendes Gewerfeuer aufgeschreckt, und ein Hagel von Kugeln sauste uns über die Köpfe. Leutnant Wright vom 92. kam gelaufen und verlangte sofortige Verstärkung. Der General fur aus seinem Schlummer auf, und dirigierte, von seinem Stab unterstützt, die Verstärkungen nach dem bedroten Punkte.

Jetzt zum ersten mal dämmerte uns die Befürchtung auf, wir könnten den Berg verlieren, denn die Soldaten gingen nur zögernd und widerstrebend vor. Es war nur zu klar, die Arbeit, welche sie zu verrichten hatten, gefiel ihnen nicht. Nur vermittelt sehr kräftigen Kommandos und sogar einiges Schießens und Stoßens gelang es, die meisten über den Rand der inneren Vertiefung zu bringen. Jenseits desselben legten sie sich nieder, in kurzer Entfernung von Hamilton und seiner dünnen Linie von Hochländern, die, obgleich sie 500 Mann auf eine Distanz

von 150 Yards sich gegenüber hatten, doch keinen Zoll breit gewichen waren.

Es schien einen Moment, der Ansturm der Boeren sei erfolgreich abgewiesen, als einer unserer Leute — ich glaube ein Offizier — plötzlich die Boeren zum ersten mal bemerkend, ausrief: „Da sind sie! Ganz nahe!“ Und kaum waren die Worte aus seinem Mund, so sprangen die jungen Rekruten, in panischem Schrecken, auf und ranten, so schnell ihre Beine sie tragen wollten, nach der Vertiefung zurück. Das wirkte entmutigend auf die Hochländer, die nun zu weichen begannen und auf dem Rückzug von dem tödtlichen Feuer der Boeren furchtbar zu leiden hatten.

Ich befand mich auf der linken Seite des Abhangs, als unsere Leute auf uns zu retirirten und war ein Zeuge der argen Konfusion, welche eingetreten war. Ich sah und hörte, wie Macdonald vom 92., den Revolver in der Hand, jeden zu erschließen drohte, der an ihm vorbei käme; und, in der That, alle Offiziere und Unteroffiziere gaben sich die größte Mühe, die aufgelösten Truppen zum stehen und wieder in Ordnung zu bringen. Viele rissen natürlich aus und verschwanden hinter dem Bergabhang in der Richtung unseres Lagers, aber ein Kern von ungefähr 150 Mann, meistens Hochländer, Blaujaden (Marinesoldaten) und alle 58 er blieb unerschüttert und stellte sich hinter dem Rand der mittleren Vertiefung auf. (Das Plateau war also bereits von den Boeren besetzt). Die Leute waren entschlossen, sich bis zum äußersten zu verteidigen. Dreimal zeigten sich die Boeren und dreimal wichen sie wieder zurück vor der festen Haltung der unsrigen. Dabei unterhielten sie fortwährend ein mörderisches Feuer. Unsere Leute standen wie die Mauern. Manchen hörte ich sagen: „Wir weichen nicht! Wenn sie wieder kommen, geben wir ihnen das Bajonnett zu kosten!“ Doch die Reihen der Tapferen wurden immer dünner; die Boeren hatten offenbar ihre Scharfschützen postirt und diese räumten entseztlich auf. Jeder Schuß traf jetzt. Alle Augenblick fiel einer zurück, die meisten durch den Kopf geschossen. Der Fahnenjunker (Colour Sergeant) Frazer vom 92. Regiment, einer der schönsten Soldaten im Corps, fiel neben mir, beide Beine durch eine Büchsenkugel zerschmettert; und noch mancher andere seines Regiments, den ich in Afghanistan gefant hatte, erlitt ein ähnliches Schicksal — gerade an dem Zeitpunkt, wo dieses vielgeprüfte Regiment in den Friedensdienst zurücktreten sollte.

Es waren heiße 5 Minuten; trotzdem glaubte ich im Moment, wir würden uns behaupten können. Jeden Augenblick erwartete ich den Befehl zu einem Bajonnettangriff. Dieser Befehl blieb leider aus, obgleich ich überzeugt bin, er wäre von den Leuten befolgt worden. Aber unsere Flanken waren bedroht; der Feind, in der Front zurückgehalten, suchte uns von der Seite zu fassen und schlich sich herum. Am Bergabhang nach unserem Lager zu hatten wir niemand, und da unsere Leute wegen dieses Punktes augenscheinlich in Unruhe waren und häufig über die Schulter sahen, so schickte mich Oberst Stewart hinüber, um zu sehen, wie es dort stünde. Ich konnte melden, daß dort keine Gefahr war; hätten die Boeren den Berg von dieser Seite zu erklimmen gesucht, so wären sie auch in das Feuer ihrer eigenen Leute geraten, die von der entgegengesetzten Seite auf uns schossen.

Wir waren besorgt um unsere rechte Flanke. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Feind sich herumzog und uns in die Flanke zu fallen beabsichtigte. Wir mußten deshalb unsere Stellung nach dieser Seite hin ausbilden. Die Leute, welche dazu genommen wurden, waren größtenteils Blaujaden, geführt von einem tapferen jungen Offizier; und als ich sie marschiren sah, blitzte mir zum dritten mal der Gedanke auf, daß wir den Berg verlieren würden. An dem bedroten Punkt war eine kleine Anhöhe, und die Leute zögerten, dieselbe zu ersteigen. Einige gingen über den Gipfel des Plateaus zurück nach dem entgegengesetzten Abhang, andere gingen herum. Bald ließ sich auf der Anhöhe selbst Verwirrung bemerken. Mehrere der Leute dort stellten sich aufrecht und wurden sofort niedergeschossen; es dauerte nicht lang, so lief die ganze Besatzung der Anhöhe davon. Und in aufgelöster Ordnung stürmten die Boeren nach und feuerten eine mörderische Salve in unsere Flanke, unsere ganze Hauptstellung bestreichend.

Von diesem Moment gehörte der Majubaberg den Boeren. Es begann nun unsererseits ein *saave qui peut* (Rette sich wer kann). Major Hay, Hauptmann Singleton vom 92. und einige andere Offiziere blieben bis zuletzt, und sie wurden im Nu niedergeschossen oder gefangen genommen. Der General war der letzte von allen. Er folgte langsamen Schrittes seinen stehenden Truppen — da traf auch ihn die tödtliche Kugel; er wurde durch den Kopf geschossen. Ein par Minuten vorher hatte Leutnant Hamilton den General gebeten, doch den Befehl zu einem Bajonnettangriff zu geben, da die Leute es nicht mehr im Feuer aushalten könnten, und Colley hatte geantwortet: „Warten Sie, bis sie herankommen, dann geben wir ihnen eine Salve und greifen mit dem Bajonnett an.“ Ehe dieser Moment kam, war es zu spät.

Unter dem Feuer von 500 in bequemster Schußweite postirten Scharfschützen 100 Yards weit gehen oder laufen, ist keine angenehme Prozedur; wir alle aber, die auf dem Berg noch waren, mußten wol oder übel das Experiment durchmachen. Jede Sekunde erwartete ich von einer Kugel durchbohrt zu werden. Jeden Schritt hielt ich für den letzten. Jeder Blick zeigte mir einige unserer Leute, welche die Arme in die Luft warfen, und mit einem scharfen Schmerzensschrei vornüber stürzten. Eine Kugel traf den Felsen unmittelbar hinter meiner Ferse, sodas die Steinsplitter meine Ledergamasche zerrissen, während über mir und um mich die Geschosse heulten und piffen, wie tausend Lokomotiven.

Endlich erreichte ich den Abhang, hinter dem ich Schutz vor den Kugeln fand. Oberst Stewart und Leutnant Hill vom 58. Regiment waren ganz nahe bei mir. Der letztere, der sich während des ganzen Gefechts glänzend gehalten hatte, war durch den Arm geschossen; ich gab ihm mein Taschentuch, und half ihm die Wunde damit verbinden.

Die Offiziere riefen den Leuten zu, sie sollten sich sammeln. In diesem Moment fiel ein Soldat, der den Abhang herunter sprang, mit seinem ganzen Gewicht auf mich, so daß ich umgeworfen ward, und in die Büsche unter mir herabstürzte. Gleich darauf erschienen auch die Boeren oben am Rande des Abhangs und feuerten mit ihren schrecklichen Büchsen 10 Minuten lang nach unseren Soldaten, die in allen Richtungen davonstoben. Viele, erschöpft von dem Nachtmarsch und den Strapazen des Tags hatten sich oben hinter Büschen und Felsenvorsprüngen versteckt — sie wurden gefangen genommen; aber von denen, die bis zuletzt auf dem Berg ausgehalten hatten, kamen keine sechs davon. (Schluß folgt.)

Europäische Flamingos. (Bild S. 388.) Die langbeinige und nicht minder langhalsige Gesellschaft, welche sich hier vorstellt, hat ihre eigentliche Heimat in Nordafrika und Mittelasien, get aber des öfters über die Grenze dieser Länder hinaus, sodaß man sie auch vielfach im südlichen Europa findet, von wo aus einzelne Exemplare sich sogar zu verschiedenen malen nach Deutschland verirren. Der Flamingo ist weiß, zart, von schönem Rosenrot überhaucht und besitzt karminrote Oberflügel mit schwarzen Schwingen. Seine Augen sind gelb und haben karminrote Ringe, der Schnabel ist schwarz und an der Wurzel rosenrot, und die Füße zeigen wiederum die karminrote Farbe. Er ist 120—130 Centimeter lang, 160—170 Centimeter breit und hat 39 Centimeter lange Fittige und einen 14 Centimeter langen Schwanz. Das Weibchen ist jedoch kleiner. Die Jungen haben bis zum 3. Jahre weißes Gefieder mit grauem Hals und gesprenkelten Oberflügel. Strandseen mit salzigem Wasser sind seine liebsten Aufenthaltsorte. Die Flamingos leben in großen Scharen beieinander und sollen der sie auszeichnenden brennendroten Farbe wegen einen prächtigen Eindruck machen. Sie stellen sich zu hunderten in einer Linie auf und erscheinen dann als ein Heer Soldaten, weshalb sie auch „Soldatenbögel“, von den Südamerikanern sogar „Soldaten“ genannt werden. Sie leben von kleinen Wasser-tieren, am liebsten von einschaligen Muscheln, Würmern, Krebsen, kleinen Fischen und von gewissen Pflanzenstoffen. In der Gefangenschaft sind sie mit gekochtem Reis, eingeweichtem Weizen, eingeweichtem Brot, Leichlinjen und Gerstenschrot, wozu aber ein Zusatz von tierischen Stoffen nicht fehlen darf, viele Jahre zu erhalten. Erhalten sie längere Zeit nur vegetabilische Nahrung, so soll ihr Gefieder den zarten Rosenhaut verlieren. Geschmack, Gesicht und Gefühl soll bei diesen Tieren sehr entwickelt sein, während man über Geruch und Gehör derselben nur Vermutungen hat. Ebenso soll auch die geistige Begabung mit ihrer Sinneschärfe im Einklang stehen. Sie stellen, sobald sie in Herden beisammen sind, immer einen oder mehrere als Wachen aus und entfliehen, wenn sich ein Bot oder irgend eine Gefahr naht, und zwar schon aus weiter Entfernung. Ihr Treiben ist deshalb sehr schwer zu beobachten, wenigstens nur vermittelt des Fernrohrs, und weiß man aus diesem Grunde auch noch nichts bestimmtes über die Art ihrer Fortpflanzung, wenigstens herrschen über ihre Gewohnheit des Brütens, Nesterbauens u. s. f. die verschiedensten Ansichten. Als Gefangener ist der Flamingo sehr friedlicher Natur und gewöhnt sich leicht an den Menschen und an fremde Tiere. Wegen seiner oben angeführten großen Vorsicht — am Tage läßt er den Menschen nicht einmal auf Büchenschußweite herankommen — macht man nur des Nachts mit Erfolg Jagd auf ihn und kann ihn dann sogar mit Schrotten erlegen. Die Araber fangen ganze Herden mit Netzen, die sie zwischen zwei Barken spannen und mit denen sie unter einem Flamingotrupp segeln. Das Fleisch soll einen vortrefflichen Braten geben und der Geschmack der Junge sogar köstlich sein.

Ungarische Räuber im Kampfe mit Polizeimanschaften. (Bild S. 389.) Ueber das Räuberwesen in Ungarn ist soviel geschrieben worden — wir dürfen hier wol nur an Kosa Sandor erinnern —, daß es überflüssig erscheint, hierüber viele Worte zu verlieren. Unser Bild fñrt uns nun einen Kampf vor, den Komitatshusaren und Gendarmen mit den Betharen, d. h. den Räubern, zu bestehen haben. Letztere haben lange Zeit in der weiten, nur hier und da ein einzelnes Gebäude aufzeigenden Ebene ihr Unwesen getrieben und ihren Guerillakrieg mit der Gesellschaft geführt. Heute haben sie eben wieder einen ruhig seines Weges daherkommenden Zweispanner überfallen und waren eben im Begriff ihn auszuplündern, als sie von der Kemeßis erreicht wurden. Einer

kämpft noch mit dem ungarischen Reiter, der andere wird verfolgt und wahrscheinlich im nächsten Augenblick eingeholt, um dann von einem ähnlichen Schicksal betroffen zu werden, wie die drei im Vordergrund. Während von den letzteren die beiden mit den Rücken zusammengeseßelten ihre Gefangenschaft mit Ruhe ertragen, macht der in Ketten gelegte Bandenchef mit lauten Zornesworten seinem über die schmälige Niederlage empörten Herzen Luft. Aber schon ist der wachhabende Gendarm im Begriff, ihn mit Hilfe des Bajonnetts zur Reison zu bringen und wer weiß, ob dies nicht schließlich doch noch geschieht und somit dem Urteile des Richters vorgegriffen wird. art.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Veruntreuungen in der Biblioteca Vittorio Emmanuele in Rom. Es ist schon öfters vorgekommen, daß sich namhafte Gelehrte in ihrem Sammeleifer wertvolle Werke aus öffentlichen Bibliotheken widerrechtlich aneigneten, aber diese Diebstähle dürfen nur als ware Pfsucherei gelten gegenüber dem, was teils durch läberliche Verwaltung, teils durch direkten Diebstahl der oben genannten Bibliothek entwendet wurde. Diese, die Nationalbibliothek Italiens, wurde durch Dekret vom 13. Jan. 1875 aus den bereits im Jahre 1873 für Staats Eigentum erklärten 63 Klosterbibliotheken gebildet, im zweiten Stock des Kollegium Romanum untergebracht und am 14. März 1876 feierlich eröffnet. Als auf Grund der in der Presse laut gewordenen Stimmen über die Miswirtschaft eine Untersuchungskommission eingesetzt wurde, da konnte dieselbe nicht einmal genügende Auskunft über den Stand der großartigen Sammlung erlangen. Die Kataloge fehlten fast alle, und nicht einmal das trefflich ausgeführte Verzeichnis der aus 80000 Bänden zusammengestellten Bibliothek des Kollegium Romanum, welche den Mittelpunkt der ganzen Sammlung bilden sollte, war zu finden. Andererseits waren eine große Anzahl Bücher gar nicht katalogisiert, und schließlich fanden sich in dem Zettelkataloge 50000 Zettel, zu denen die Werke fehlten. Sehr wichtige und höchstens in einem oder zwei Exemplaren existierende Werke wurden als Makulatur verkauft oder gegen neue Bücher ausgetauscht und zwar ohne alle Kontrolle. Dr. Ernst Rechner, dessen Ausführungen in der Zfr. Jg. wir folgen, behauptet, daß ganze Wagenladungen als Makulatur sortgeschafft worden seien, und daß der Buchhändler Bocca, der neue Bücher gegen die alten austauschte, ca 10892 Kilogramm „Makulatur“ aus der „Nationalbibliothek“ Italiens für 3654 Lire verkaufte. Ein Besucher der Bibliothek geriet einst in eine Kammer, auf deren Fußboden ganze Haufen Makulatur lagen. Er hob ein Stück auf und fand, daß es die Originalausgabe des Briefes von Kolumbus über die Entdeckung Amerikas war. Als der Präsekt und der Bibliothekar hereintraten, frug er diese, ob der Papierhaufen zum Wegwerfen bestimmt sei. Als man dieses bejahte, nam er einige von den Blättern in die Hand und rief: „Dieses Lumpenpapier gilt 3000 Lire.“ Es kam sogar vor, daß die Bibliothek von einem Buchhändler Werke ankaupte, welche derselbe als Makulatur von einem Käsehändler gekauft, und die, wie sich später herausstellte, ursprüngliches Eigentum der genannten Bibliothek waren. Auch ihr Schwesterinstitut zu Florenz kaufte von einem Käsehändler 6000 Werke, die als „Makulatur“ von der „Nationalbibliothek“ verkauft worden waren. Die angezogenen Beispiele mögen genügen, um eine Verwaltung zu charakterisieren, welcher so bedeutende Schätze anvertraut wurden. Schade nur, daß die gerechte Strafe, welche die Gewissenlosen treffen wird, nicht der Wissenschaft die hunderttausende von verloren gegangenen Werken zurückerstatten kann. art.

Die Länge der Telegraphenlinien in den Vereinigten Staaten betrug im Jahre 1880 170103 Meilen, ausschließlich der im Dienste des Eisenbahnverkehrs stehenden. Die Zahl der während des genannten Jahres beförderten Depeschen belief sich auf 33155991. Die Telegraphendrähte waren 300000 Meilen lang. Rußlands Telegraphenlinien sind 56170 Meilen, dann folgen Deutschland mit 41431, Frankreich mit 36970, Oesterreich-Ungarn mit 30403, Australien mit 26842, Großbritannien mit 23155, Britisch-Indien mit 18209, die Türkei mit 17085 und Italien mit 15864 Meilen langen Fernsprechklinien. art.

Ein vorhistorischer Fund. In der Umgegend von Mainz ist schon mancher für die Archäologie wichtige Gegenstand aus der Zeit der römischen Herrschaft in Deutschland gefunden worden. Neben diesen hat man auch in Flanheim, Uffhofen und Eppelsheim eine Anzahl vorhistorischer Tiere zutage gefördert. Von letzteren fand vor kurzer Zeit wiederum der Sandgräber Krämer in Flanheim in seiner Sandgrube ein vollständiges, sehr gut erhaltenes Gerippe. Es soll das schönste Exemplar sein, was in dortiger Gegend gefunden wurde. art.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Die Aegyptiologie und die Entzifferung der Hieroglyphen, von Dr. Vh (Fortsetzung). — Ein Ritter vom Geist. — Ueber Ventilation größerer Lokalitäten, von H. W. Fabian, Civilingenieur. — Die Schlacht von Majuba (Fortsetzung). — Europäische Flamingos (mit Illustration). — Ungarische Räuber im Kampfe mit Polizeimanschaften (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Veruntreuungen in der Biblioteca Vittorio Emmanuele in Rom. Die Länge der Telegraphenlinien. Ein vorhistorischer Fund.